TARTU ÜLIKOOL
1632
UNIVERSITAS TARTUENSIS

JAKOB VON UEXKÜLL

DER STEIN VON WERDER

Dieser gedankenreiche Novellenkranz, der nach Estland und nach Italien führt, nimmt in künstlerischer Schaukraft den Schleier von der tiefsten Verwobenheit jener Nachtseite des Lebens, die uns durch Vorgänge von Zufall und Schicksal unergründbar scheint und dennoch immer wieder aufs neue fesselt. Elementare Ereignisse, wie Liebe, Trennung, Tod, erhalten etwas Gesetzmäßiges, und die geheimnisvolle Sprache der Sternenwelt, des Hellsehens und des Jenseits öffnet, ohne spielerische billige Verbrämung durch Aberglauben, dem in stärkster Spannung gehaltenen Leser Wege zur Erkenntnis des scheinbar Unerkennbaren. Der große Biologe wird hier zum Dichter und Deuter einer neuen, durch seine Umweltlehre festgegründeten Wirklichkeit. Alte ewige Probleme des Lebens werden in einer sinnlich geschauten Landschaft gegenwärtig gemacht.

Jakob von Uexküll

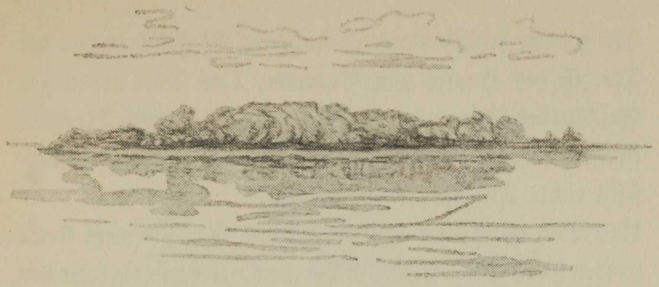
DER STEIN VON WERDER

Mit Zeichnungen von
Franz Huth

Christian Wegner Verlag
Hamburg

Die Schrift des Einbandes und Umschlages zeichnete
Hans Hermann Hagedorn

Copyright 1940 by Christian Wegner Verlag, Hamburg



Einführung

Eine hohe Steinmauer umgab das weite Rechteck des Gartens; seine nördliche Schmalseite wurde von dem weitausholenden behaglichen Holzhaus abgeschlossen, das sich mit einer breiten Terrasse in den nach Süden gelegenen Garten vorschob.

An der dem Meer zu gelegenen Längsseite der Gartenmauer lief ein Erdwall entlang; er bot dem Lustwandelnden einen freien Blick über die Mauer hinweg auf die See, die in der Ferne glitzerte. Die Mauer war mit Nischen geschmückt, die buntbemalte Götterbilder aus Holz in halber Lebensgröße bargen.

Auf Lustwandeln war der Garten abgestimmt, den zwei geschorene Tannenhecken nahe der Mauer einfriedeten. Sie ließen in der Mitte dem Hause gegenüber den Blick frei, der durch ein Gittertor über die Kornfelder dahingleiten konnte. Links und rechts vom Tor waren etwas primitive Phantasielandschaften auf die Mauer gemalt, die den Sinn des Beschauers in südliche Gefilde locken sollten.

Ein gerader breiter blumenumrahmter Weg führte von der Terrasse des Hauses zum Gittertor. Das leicht abfallende Gelände bot Gelegenheit, den Weg durch eine breite Treppenflucht von wenigen Stufen zu unterbrechen, an die sich beiderseits dichte Fliederbüsche anlehnten.

Unterhalb der Treppe weitete sich der Weg zu einem kreisrunden Platz; in ein rundes Wasserbecken ließ hier ein schmaler Springbrunnen seine lichten Fluten plätschernd herabfallen.

Am Rande des Beckens hatten sich drei jugendliche Mädchengestalten niedergelassen, die in ihren duftigen Sommerkleidern den Blick eines jeden Beschauers entzückt hätten. Ja selbst ein Paris wäre in Verlegenheit geraten, welcher der drei schönen Schwestern Helwig er den Preis zuerteilen sollte. Die junonische Gestalt der blonden Dorothea stach wirkungsvoll ab von der schmalen elastischen Julie, deren kluge Züge ein Busch schwarzer Locken umwallte. Ihre klaren lichten Augen erinnerten an Bilder der Athena.

Jedoch die dritte Schwester Louise glich in all ihrer Lieblichkeit nicht einer Venus. Dazu war sie zu zart, fast durchscheinend. In ihren schimmernden großen blauen Augen lag etwas Seherisches, das nicht zu einer griechischen Göttin paßte.

„Habt ihr den runden Stein bemerkt," fragte Julie, „der dort bei den Treppenstufen liegt. Er trägt eine unleserliche Inschrift. Das wäre etwas für dich, Dorothea, die du mit deinem geheimnisvollen türkischen Freund unzählige alte Inschriften entziffert hast. Du mußt uns noch Näheres berichten, wie, wo und wann du unter den Zauber des Halbmondes geraten bist."

Dorothea erhob sich, um nach dem Steine zu sehen, plötzlich blieb sie wie gefesselt stehen. Über dem Stein erhob sich an die Zweige des Flieders geknüpft ein weitreichendes Spinnennetz, das durch die Tröpfchen des Wasserstaubes, den der Wind vom Springbrunnen herübergeweht hatte, überzogen war und nun in der Sonne glitzerte und funkelte.

„Nicht der Stein, sondern das Spinnennetz erinnert mich an meinen armen türkischen Freund. Ich will es euch gerne erzählen."

Und Dorothea begann:

„Es war zu der Zeit, da Papa euch mit der unternehmungslustigen Tante nach Neapel entsandt hatte, einmal weil die Herbststwinde in Rom Louisens Gesundheit schädigten, und zweitens weil Tante Thea den Vesuv besteigen wollte. Papa selbst konnte sich von Rom nicht losreißen. Für ihn gibt es außer Reval nur noch zwei Städte auf der Welt: Rom und Weimar.

Mich behielt er bei sich als seine robuste Tochter, die ihn auf allen Ausflügen begleiten mußte.

Eines Tages stiegen wir beide geruhsam die breiten, bequemen Stufen der schönen spanischen Treppe hinan. Es wehte ein kühler Wind von den Albaner Bergen herab, aber die Treppe lag in vollem Sonnenschein und strahlte selbst noch Wärme aus.

Da wurden wir von einem schlanken, dunkelhäutigen Manne überholt, der einen roten Fes trug – sonst aber römisch gekleidet war. Als er unsern Vater erblickte, stutzte er einen Augenblick, dann ging er mit ausgestreckten Armen auf ihn zu und rief in tadellosem Französisch: ‚Welch ein Glück, Sie hier zu treffen, lieber Graf. Es ist so lange her, daß wir uns nicht sahen.‘

Papa, dem der Fremde völlig unbekannt war, machte ein erstauntes Gesicht und fragte ebenfalls auf französisch: ‚Für wen halten Sie mich? Ich kann mich nicht entsinnen, Sie je gesehen zu haben.‘

‚Berühmte Leute kennen uns gewöhnliche Sterbliche meist

nicht wieder', lachte der Fremde, ‚Sie sind doch der Graf von Mirabeau.'

Der Fremde hätte sich auf keine geschicktere Weise bei uns einführen können. Denn Papa, der immer sehr abweisend gegen alle Fremden ist, war sichtlich geschmeichelt, mit dem großen Mirabeau verwechselt zu werden.

Es entstand eine etwas peinliche Pause in der Unterhaltung, die jedoch dadurch abgekürzt wurde, daß ein liebenswürdiger Freund die Treppe herabgetänzelt kam. Ihr kennt ihn auch – es war der Bischof von Caesarea, der ewig junge in weißem Haar, das der runde Priesterhut bedeckte. Seine blauseidene Soutane flatterte im Winde.

Der Bischof kannte offenbar den Fremden, denn er begrüßte ihn ebenso herzlich wie uns. Papa wandte sich an ihn und bat ihn, ein Mißverständnis aufzuklären, der fremde Herr halte ihn für den berühmten Mirabeau.

‚Stupendo, stupendo', rief der Bischof, ‚die Ähnlichkeit ist allerdings überraschend'.

Dann wandte er sich an den Fremden: ‚Und doch irren Sie sich, mein Herr. Dies ist nicht der Graf von Mirabeau, sondern ein russischer Baron Helwig mit seiner wunderschönen Tochter. Er hat deren drei.'

Dem Fremden schien die eine zu genügen, denn er wandte sich an mich mit der Bitte, sich vorstellen zu dürfen, er sei Graf Hüsny, erster Sekretär an der Botschaft Sr. Majestät des Sultans in Rom.

‚Ja und ein berühmter Archäologe', rief der Bischof, ‚von ihm müssen Sie sich führen lassen, wenn Sie das klassische Rom gründlich kennenlernen wollen'.

‚Dafür ist der Bischof der erste Kenner des christlichen Roms‘, erwiderte der Graf.

‚Ja, so ein wenig‘, lächelte der Bischof, ‚wie froh bin ich, Sie getroffen zu haben. Ich wollte mit Herrn von Helwig und seiner charmanten Tochter einen Ausflug in die Campagna bereden, an dem Sie sich beteiligen müssen, verehrter Graf.‘

Damit schob er den Arm unter den des Vaters und schritt mit ihm die Stufen empor. Der türkische Graf und ich folgten dem eifrig plaudernden Paar.

‚Ein reizender und liebenswürdiger Mann, unser Bischof‘, sagte ich, ‚und wie schön klingt sein Titel. Aber ich habe bei ihm nie die geringste Neigung feststellen können, das sicher sehr interessante Caesarea zu besuchen. Er scheint sein ganzes Leben in Rom zu verbringen und vernachlässigt sein Bistum.‘

‚Da tun Sie ihm unrecht‘, lachte der Türke, ‚denn erstens existiert Caesarea gar nicht mehr und zweitens ist es türkisch.

Der Römische Stuhl will auf seine Bistümer in Kleinasien, die er vor Jahrhunderten verloren hat, nicht verzichten. Deshalb ernennt er immer noch Bischöfe in partibus infidelium, d. h. in unchristlichen Ländern. Diese Bischöfe haben nichts zu tun, als in Rom die Messe zu lesen.

Die Türkei übersieht diese unschuldige Spielerei. Warum soll der Papst nicht Bischöfe ernennen, soviel er will, solange die Bischöfe selbst keinen Anspruch auf ihre Bistümer erheben. Jedenfalls denkt unser liebenswürdiger Freund nicht daran, einen Kreuzzug nach Caesarea zu unternehmen.‘

Bald schlossen wir uns den andern an und wandelten nun zu viert unter den Pinien des herrlichen Parks, den der Fürst Borgheſe allen Fremden von Rang geöffnet hatte. Dabei wurde ein Ausflug nach der Villa des Kaisers Hadrian in der Campagna verabredet, der den ganzen folgenden Tag ausfüllen sollte.

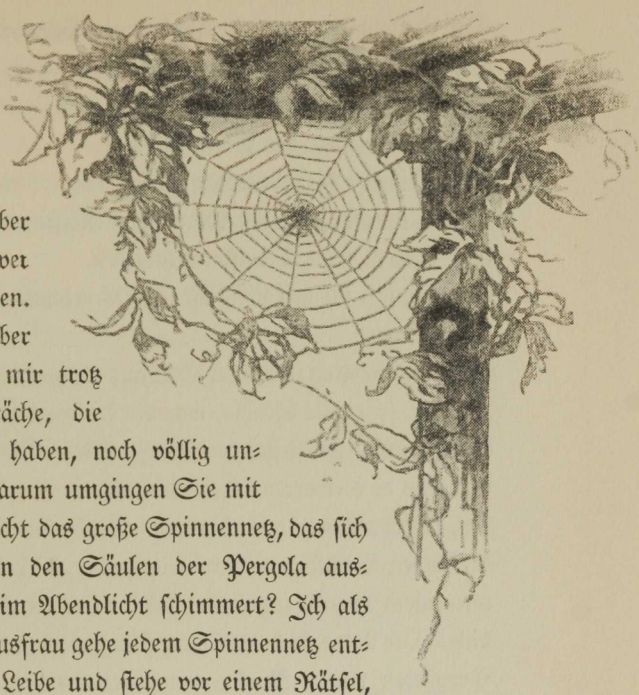
Der Ausflug dauerte in der Tat vom Morgen bis zum Abend und war recht anstrengend. Als zum Schluß der Bischof von Caesarea einen Abstieg in die neuentdeckten Katakomben vorschlug, weigerte ich mich und erklärte, in einer kleinen Weinschenke an der via Appia die Herren erwarten zu wollen. Graf Hüsny bat um die Erlaubnis, mir Gesellschaft leisten zu dürfen, da er als Muselmann wenig Interesse für die frühchristlichen Altertümer habe.

So saßen wir beide vor der kleinen Osteria im Freien, nur von einer Pergola überdeckt, von der die herbstlich roten Blätter des wilden Weins herabhingen. Die untergehende Sonne malte mit den gezackten Blätterschatten bizarre Figuren auf den steinernen Tisch, der aus einem alten Mühlstein hergestellt war.

Ich hatte mir ein Glas roten Landwein bestellt, während mein Gast getreu seiner Kirche nur Wasser trank. Seinen Fes hatte er auf den Tisch gestellt, dessen Ziegelrot einen sonderbaren Mißklang zur Purpurröte meines Weines bildete.

Er selbst saß still da und sah mich mit seinen treuen Hundeaugen freundlich an.

‚Sie interessieren sich nicht allzusehr für Altertümer', unterbrach er die Stille. ‚Was ist das wahre Augenmerk Ihres Interesses?'



‚Ich interessiere mich für lebende Menschen‘, gab ich zur Antwort, ‚aber sie sind schwer kennenzulernen. Sie z. B., lieber Graf, sind mir trotz aller Gespräche, die wir geführt haben, noch völlig unbekannt. Warum umgingen Sie mit solcher Vorsicht das große Spinnennetz, das sich dort zwischen den Säulen der Pergola ausbreitet und im Abendlicht schimmert? Ich als tüchtige Hausfrau gehe jedem Spinnennetz entschlossen zu Leibe und stehe vor einem Rätsel, wenn ein kluger und aufgeklärter Diplomat dem flüchtigen Gebilde eines unscheinbaren Tieres mit unverkennbarer Achtung begegnet. Lösen Sie mir bitte dieses Rätsel, wenn es kein Geheimnis ist.‘

‚Sie sind eine scharfe Beobachterin‘, erwiderte der Graf, ‚die nicht bloß die Worte und Handlungen ihrer Nebenmenschen richtig bewertet, sondern auch deren unwillkürliche Bewegungen bemerkt.

Ja, ich habe eine Scheu vor Spinnennetzen. Es liegt dieser Scheu kein Geheimnis, wohl aber eine Familiensage zugrunde, die ich Ihnen gerne mitteilen will.

Der Sage nach war mein Ahnherr ein Araberfürst, Hussein mit Namen, dessen Mutter eine Dschinne, d. h. eine holde Fee war. Sie erzog nach dem Tode seines Vaters den Sohn in aller Weisheit des Morgenlandes.

Als er seinen 18. Geburtstag gefeiert hatte, schickte die Mutter den jungen, feurigen Mann auf Reisen, um dem Liebling Gottes seine Dienste anzubieten.

»Woran soll ich den Liebling Gottes erkennen?« fragte der kluge Sohn.

»Seinem Liebling schmiedet Gott aus Spinnengeweben einen Panzer, fester als Stahl«, war die Antwort der Mutter.

Als der junge Fürst sich der schönen Stadt Medina näherte, vernahm er verworrene Gerüchte von einem neuen Propheten, Muhammed mit Namen. Muhammed habe einen drohenden Bergsturz dadurch abgewehrt, daß er dem Berge wie einem Hunde zugerufen habe: »Her zu mir und kusch dich.« Der Berg sei darauf ganz still geworden und habe dem Propheten seinen Rücken dargeboten wie ein gehorsames Kamel. Aus Medina hatte der Prophet entweichen müssen, weil mächtige Feinde ihm nach dem Leben trachteten.

Hussein erfuhr, daß eine bewaffnete Reiterschar sich aufmachen wolle, um den Propheten, der sich in den Klüften des Gebirges verborgen hielt, aufzusuchen und ihn lebend oder tot nach Medina zu bringen.

Diesen Reitern schloß sich Hussein an und durchstreifte mit ihnen das Gebirge. Eines Morgens kamen sie an einer Höhle vorbei, vor deren Eingang eine große Spinne ihr Netz gewoben. Das Netz funkelte, von tausend Tautropfen übersät, in den Strahlen der aufgehenden Sonne.

»Hier kann er nicht sein«, riefen die Verfolger, »kommt, laßt uns weiter suchen.« Hussein aber wurde durch den Anblick des wunderbaren Netzes so gefesselt, daß er vom Pferde sprang und näher herantrat. Da sah er, wie ein blitzendes Schwert das Netz von oben bis unten zerschnitt und ein wunderschöner, prächtig gekleideter Mann aus der Höhle trat.

Hussein gedachte der Worte seiner Mutter, warf sich auf die Knie und bot dem Liebling Gottes seine Dienste an.

»Gib mir dein Pferd«, sagte der Prophet, »ich werde es mit einem Königreich bezahlen.«

Das Wort des Propheten ging in Erfüllung, und Hussein wurde König des glücklichen Arabiens.

Seitdem hat die Spinne eine große Rolle in unserer Familie gespielt. Die Kinder wurden streng dazu angehalten, niemals ein Spinngewebe gedankenlos zu zerreißen, sondern immer des eingedenk zu sein, daß Allahs Wille in dieser wunderbaren Spinnerin mächtig sei.

Eine Menge wunderbarer Erzählungen von Spinnen und ihren Geweben ranken sich um unsere Familiengeschichte.

Durch ein Spinngewebe, das sich einem im Dunkeln daherschreitenden Enkel Husseins über die Augen legte, wurde dieser gerettet, denn nun wurde er erst gewahr, daß er den Weg verfehlt hatte und vor einem Abgrund stand.

Bei seiner Gattinnenwahl hatte Sultan Soliman befohlen, daß man die Prinzessinnen, die zur Wahl standen, nacheinander in einen Hof führte, der sechs ganz gleiche Ausgänge hatte. Hinter dem einen Tor saß der Sultan selbst, hinter den anderen höhere oder niedere Hofbeamte. Die Prin-

zessinnen wählten mit dem Tor, das sie durchschritten, auch den Gatten.

Unter diesen Prinzessinnen befand sich auch eine schöne Tochter unseres Hauses. Sie stand mitten im Hof und betrachtete sich die sechs Toreingänge, die sich aufs Haar glichen. Da bemerkte sie, daß vor dem einen Eingang eine Spinne ihr Netz gezogen hatte. »Hier verbirgt sich einer, der nicht neugierig ist, denn sonst hätte er das Netz zerrissen«, überlegte die Prinzessin, »das kann nur der Sultan selbst sein.« Und so wurde sie die berühmte Sultanin Sulamith, des großen Sultans mächtige Gattin.'

Bevor Graf Hüsny noch weitere Spinnenerzählungen zum besten geben konnte, erschienen unsere beiden Herren, die aus den Katakomben zurückgekehrt in eifrigem Disput begriffen waren über die Frage, wie man das Bild des Fisches zu deuten habe, das sich überall in den altchristlichen Grabstätten fände. Der Bischof wollte die Buchstaben des griechischen Wortes für Fisch zur Erklärung heranziehen, während Papa darauf bestand, im Fisch jenen Walfisch zu sehen, in dem der Prophet Jonas drei Tage oder drei Wochen zugebracht habe und ihm dann wieder entstiegen sei. Der Fisch bedeutet daher die Auferstehung.

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß die Spinne der Mohammedaner mir bedeutungsvoller erschiene als der christliche Fisch.

Worauf sich ein erneuter Disput erhob, an dem sich auch der türkische Graf beteiligte. Da kein Ende abzusehen war, erklärte ich, ich sei müde und morgen sei noch ein Tag.

Es folgten noch viele Tage neue Eindrücke mit Besichti-

gung von Altertümern und lebhaften Debatten, bis eines Tages Graf Hüsny uns ankündigte, er müsse uns verlassen, da er den Auftrag erhalten habe, nach Konstantinopel zu reisen, um dem Sultan eine Botschaft zu überbringen. Er werde sich am Tage seiner Abreise noch bei uns schriftlich verabschieden.

Zwei Tage darauf erhielt ich einen merkwürdigen Brief, der mir wörtlich im Gedächtnis geblieben ist. Er lautete:

‚Großmütige Freundin! Ich weiß, Sie werden mich wegen meines Aberglaubens nicht allzusehr verspotten. Folgendes ist mir begegnet: Als ich meine Wohnung endgültig verlassen wollte, um auf der Botschaft die diplomatischen Papiere und mein Reisegeld abzuholen, konnte ich meine Haustür nicht durchschreiten, denn eine Spinne hatte ihr Netz im Türrahmen ausgespannt.

Ich ging ins Haus zurück, ganz unsicher, was ich tun sollte. Wenn einem Mitglied unserer Familie etwas Derartiges begegnet, so bedeutet es, daß es nicht in Allahs Willen liege, die beabsichtigte Reise anzutreten. Da andererseits meine dienstliche Pflicht mir diese Reise auferlegte, konnte das Spinnennetz auch dahin gedeutet werden, daß Allah mich nicht ungewarnt einer großen Gefahr aussetzen wolle. Nachdem ich mich im Gebet gestärkt hatte, trat ich vor die Tür und zerriß das Spinnennetz.

Gewarnt durch den Wink Allahs bat ich den Botschafter, mir außer meinen beiden Dienern noch einen Mann seiner Schutzwache mitzugeben. Der Botschafter befahl daraufhin einem ihm besonders empfohlenen neuangestellten Dragoman, mich zu begleiten.

Und nun reise ich ab. Es wird mir bitter schwer, aber ich hoffe zu Gott, Ihnen, meine großmütige Freundin, nochmals im Leben zu begegnen.'

Es verging nicht eine Woche, da erhielten wir die erschütternde Kunde, Graf Hüsny sei auf dem halben Wege nach Brindisi überfallen, beraubt und ermordet worden. Es war für mich ein sehr harter Schlag, denn wenn ich ihn auch nicht liebte, so hatte ich ihn doch sehr gern wegen seines durch und durch lauteren Charakters.

Später erfuhren wir durch den Bischof von Caesarea, daß der Dragoman, den der Botschafter dem Grafen mitgegeben, ein verkappter Räuber gewesen, der seinen Schutzbefohlenen eigenhändig erstochen hatte."

Als Dorothea geendigt hatte, schwiegen ihre Schwestern eine lange Weile, bis Julie sagte: „Sonderbar, sonderbar, das Spinnennetz war zugleich Warnung und Ursache seines Todes."

Nach einer Weile fuhr Julie fort: „Auch ich kann über ein sonderbares Spinnennetz berichten. Nur muß ich erst weit ausholen, um verständlich zu sein. Nach einer recht mühseligen Reise von Rom nach Neapel fühlte sich Louise so angegriffen, daß Tante Thea beschloß, einen Arzt um Rat zu fragen.

Zum Glück wohnte dicht neben der Villa von Posilippo, in der wir uns eingemietet hatten, der angesehenste Arzt Neapels, ein Deutscher namens Erhardt, der als Leibarzt des Kardinal-Erzbischofs Grimani sich eines besonders guten Rufes als Nervenarzt erfreute.

Er kam öfter zu uns herüber und unterhielt sich lange und eingehend mit Louise, deren hellseherische Anlage ihm nicht verborgen blieb.

Sein Spruch lautete: ‚Neapel ist Gift für Louise. Diese geräuschvolle und aufgeregte Stadt reißt dauernd an unseren Nerven, und ein so zartes Uhrwerk wie Louisens Nervensystem wird in Neapel völlig aus dem Gleichgewicht geraten. Für Louise gibt es nur eine Kur, die eine schöne und stille Natur zu bieten vermag.‘

Deshalb schlug Dr. Erhardt uns vor, Louise mit unserer treuen Estin Leonilla nach Capri zu senden.

Eine Gelegenheit bot sich bald, als der Bischof von Capri, ein alter Freund Erhardts, auf seiner Heimkehr aus Rom sein großes Segelschiff nach Neapel bestellt hatte.

Tante Thea ging auf den Vorschlag ein, und so brachten wir Louise und Leonilla auf das schöne Schiff, wo uns der freund-

liche Bischof herzlich begrüßte und uns versprach, bestens für Louise zu sorgen und ein gutes Quartier für sie zu finden.
Nachdem unsere unternehmungslustige Tante sich ihrer Pflichten der zarten Nichte gegenüber entledigt hatte, gab es für sie nur noch einen Gedanken: Hinauf auf den Vesuv. Dort oben könne man direkt in die Hölle sehen, hatte man ihr versichert. Dieser Gedanke, der die Tante begeisterte, wirkte auf unsere Reisebekannten abschreckend, und allein wollte die Tante das Wagnis nicht unternehmen.
Eines Abends machten wir in einer Mietskutsche die berühmte Korsofahrt am Meeresufer unter den Steineichen des Parkes mit. Einen köstlichen Anblick boten die von herrlichen Rossen gezogenen Karossen des neapolitanischen Adels. Alles winkte, grüßte und lächelte sich zu, denn all diese eleganten Herren und Damen kannten sich untereinander.
Wir kamen uns in unserer minderwertigen Kutsche wie ausgestoßen vor, da erschütterte ein heftiger Stoß unseren Wagen. Die Pferde des Fürsten Pignatelli waren nicht zu halten gewesen, und ihre große Karosse hatte das Hinterrad unserer Mietskutsche glatt abgerissen.
Es entstand ein wildes Durcheinander. Die Fürstin bat uns, in ihren Wagen umzusteigen. Nun gab es ein allgemeines Vorstellen, und im Handumdrehen waren wir mit dem Adel beider Sizilien bekannt geworden.
Die Tante schwamm in Seligkeit. Hier fand sie endlich, was sie suchte. Leute voller Heiterkeit und Übermut und ebenso wie sie zu jedem Abenteuer aufgelegt.
Es vergingen kaum vierzehn Tage, da hatte Tante Thea ein ganzes Expeditionskorps beisammen, und nun klapperte eine

große Kavalkade fröhlicher Herren und Damen über das ehrwürdige Pflaster der Vorstädte am Fuße des Vesuvs. Dann ging es unter Scherzen und Lachen den Berg hinan bis zum Aschenkegel. Hier standen ein paar Sänften bereit, um die älteren Damen zum Gipfel zu tragen, da das Waten in der leichten Asche recht anstrengend war.

Dann begann der Anstieg. Allmählich verstummte das Gelächter. Ein jeder hatte genug mit sich zu tun. Besonders wir Damen wußten nicht, wie wir unsere Röcke behandeln sollten, wenn wir bis zur Wade in der warmen Asche versanken. Man wollte doch zugleich zierlich und anständig aussehen.

Dazu kam, daß der Berg lebendig wurde. Das leise Brausen in seinem Innern wuchs zu einem furchterregenden Gepolter an. Der Berg sprach nicht mit Menschenlauten, aber mit seiner Dämonenstimme. Mir wurde unheimlich zumute, wenn er plötzlich aufbrüllte, waren wir alle verloren. Aber er brüllte nicht, sondern hauchte uns bloß mit seinem heißen Atem an und trieb damit das ganze Expeditionskorps in die Flucht.

Vor der breit ausgezogenen Front der Fußgänger, die sich mühsam nach oben bewegten, schwebten die beiden Sänften der Tante und der Fürstin Pignatelli.

Da stieß der Berg einen Rauchring aus, der, wie eine höllische Wolke am Boden klebend, auf uns zu kroch. Als die Wolke uns erreicht hatte, begannen alle zu husten und zu prusten und nach Luft zu ringen, denn der Höllenbrodem war unerträglich heiß und stinkend. Alle wandten sich zur Flucht. Die Träger der Sänften machten zuerst kehrt. Die

Fürstin hielt sich schreiend an der Sänfte fest, die in rasender Flucht den Aschenkegel hinabjagte. Der Tante erging es schlimmer. Durch den plötzlichen Ruck verlor sie das Gleichgewicht und flog in kühnem Schwunge den Kopf voran in die aufstäubende Asche.

Wir anderen kollerten, sprangen, purzelten und überschlugen uns, nur um möglichst schnell dem Höllendampf zu entgehen. Anstand und Zierlichkeit gingen völlig verloren.

Zum Glück löste sich die Wolke bald in der Luft auf, und als wir am Fuß des Aschenkegels uns wieder zusammenfanden, war die Luft rein.

Kaum hatten sich unsere Lungen gereinigt, ging ein unbeschreibliches Geschnatter und Gelächter los, weil jeder dem andern vormachen wollte, welch klägliche Figur er gespielt habe.

Doch glaube ich, daß jeder einen heimlichen Schrecken mit nach Hause nahm. Die Züge der Tante ließen deutlich den Ausdruck des bestraften Vorwitzes erkennen. Eine zweite Partie auf den Vesuv wurde nicht unternommen.

Ich hatte außer dem Schreck noch schmerzhafte Folgen des Abenteuers zu tragen, da ich meinen Fuß verstaucht hatte und längere Zeit an den Liegestuhl gefesselt blieb, während die Tante sich im Strudel des neapolitanischen gesellschaftlichen Lebens äußerst wohl fühlte.

Ich verbrachte die meisten Stunden des Tages im benachbarten Garten unseres Arztes, der einen bezaubernden Blick auf Stadt und Golf gewährte.

Zudem hatte ich Gelegenheit, den naturwissenschaftlichen Studien unseres gelehrten Freundes zuzuschauen.

‚Hier sehen Sie', sagte er mit einem einladenden Lächeln, ‚ein frisch gewobenes Spinnennetz. Noch hat sich keine Fliege in ihm gefangen, und doch können Sie an der Größe der Maschen, der Festigkeit des Gewebes und der Feinheit des Fadens, der für die Fliege unsichtbar sein muß, ferner an seiner Klebrigkeit die Haupteigenschaften der Fliege erschließen – wie Sie aus dem viel gröberen Gewebe der Fischernetze erschließen können, für welche Fischart sie bestimmt sind.

In beiden Fällen sind die Netze zur Beute komplementär gebaut. Nur webt die Spinne ihr Netz, ohne von der Fliege etwas zu wissen. Das nennen wir Naturforscher ein Wunder.

Solche Wunder stoßen Ihnen überall auf, wenn Sie genauer in die Natur hineinschauen. Sehen Sie dies sonderbare Insekt, das einen geraden Rüssel voranträgt, der genau in jene trompetenförmig gebaute Blume hineinpaßt wie der Schlüssel in ein Schloß. Wir dürfen daraus schließen, daß Insekt und Blume von der Natur füreinander komplementär gebaut sind.

Ich kann Ihnen einen Krebs zeigen, der kein gepanzertes Hinterende zeigt wie seine Brüder, sondern seinen weichen Hinterleib in eine leere Schneckenschale steckt, die ihn schützt, wie sie einst die Schnecke schützte, von der sie erbaut wurde.

Oder sehen Sie sich das Blatt des Eukalyptus hier an, das das Himmelswasser dorthin lenkt, wo es von der Pflanze gebraucht wird.

Dagegen sind die Trockenpflanzen wie der Feigenkaktus nicht zum Regen, sondern nur zur Sonne komplementär gebaut.

So sehen Sie überall das gleiche Walten einer Macht, die Tiere, Pflanzen, Sterne und Wasser aneinander bindet, damit sie gemeinsam ein höheres Dasein führen können. Das sind die wahren Wunder Gottes.'

‚Sprechen wir lieber von den Wundern der Natur, statt von den Wundern Gottes, mein Freund', erklang plötzlich eine tiefe Stimme hinter uns und hemmte den Redefluß des Arztes.

Ich wandte mich erschrocken um und erkannte sogleich den Eindringling. Es war seine Eminenz Grimani, der Kardinal-Erzbischof in eigener Person, von dessen Weisheit ich schon so viel gehört hatte.

Unser großer Arzt stand trotzig wie ein ertappter Schuljunge vor dem Kirchenfürsten. ‚Die Wunder der Natur', sprudelte er heraus, ‚sind doch die Wegweiser zu Gott hin.'

‚Oder von ihm fort', erwiderte ruhig seine Eminenz.

Ich bemühte mich aufzustehen, um den Erzbischof gebührend zu begrüßen. Er aber drückte mich lächelnd in meinen Liegestuhl zurück. Ich konnte nun sein glattrasiertes, vornehmes Pferdegesicht mit dem bärtigen klugen Hundegesicht des Doktors vergleichen. Das eine war mir mit einem Schlage klar: der Arzt war klug, aber der Bischof war weise.

Seine Eminenz zog sich einen Stuhl heran und begann liebenswürdig mit mir zu plaudern. Neapel habe eine ganz eigenartige Melodie, die man erst vernehmen müsse, ehe man sich ihr einfügen könne, sonst bliebe man ein verständnisloser Fremder.

Ich erwiderte ihm, ich begänne bereits, mich in den Lebensrhythmus der Landschaft und des Volkes, die eine wunder-

same Einheit bildeten, einzuleben. Nur eines bliebe mir völlig unverständlich, das sei der Vesuv. Am Tage ja – da sei das Auge von seiner einzigartigen Form, mit der er die Landschaft kröne, begeistert. Aber in der Nacht, wenn der Mond die weite Bucht in seinen silbrigen Märchenglanz tauche, dann werde der Vesuv zu einem dämonischen Wesen. Wie eine riesige Spinne lauere er über dem Lande und blinzele mit seinem rotglühenden Auge Unheil verkündend zu der von Schönheit umflossenen Stadt herüber.

Wer einmal den Gifthauch des Dämons zu spüren bekomme, wisse, daß er jederzeit imstande sei, die unvergleichliche Schönheit dieser Stadt in Grauen und Elend zu verwandeln.

Und doch lebe das Volk dahin in ausgelassener Fröhlichkeit, als befände es sich unter einem sicheren Schilde, der es vor aller Gefahr beschirme.

‚Vielleicht ist dieser Schild wirklich vorhanden', lächelte gütig der Kardinal, ‚haben Sie je vom Wunder des heiligen Januarius, dem Heiligen des Feuerberges, gehört, das sich jedes Jahr am ersten Sonntag im Mai vollzieht? Lassen Sie sich von unserer wissenschaftlichen Autorität berichten, was sich dabei ereignet.'

Bedächtig begann der Arzt:

‚Das Blut des heiligen Januarius liegt eingetrocknet am Boden einer geschlossenen Hohlkugel.

Es ist ein farbenprächtiges Bild, wenn Seine Eminenz, die heilige Kugel in den Händen, unter einem von vier weißgekleideten Priestern getragenen roten Baldachin die weite Halle des Domes durchschreitet. Er selbst in vollem Ornate rot und weiß.

Eine Schar silberner Heiliger eröffnet den Zug und nimmt um den Altar Aufstellung, dessen Stufen Seine Eminenz, die lichte Kugel in den Händen, emporsteigt.

Nun beginnen die Gebete. Je weiter sich der Abend herabsenkt, um so lauter wird das: »San Genaro ora pro nobis.« Bis das Gebet wie ein einziger, mächtiger Orgelklang, aus tausend gläubigen Herzen emporsteigend, den Dom erfüllt. Die Nacht naht. Immer dringender, immer angstvoller wird der Ruf um Hilfe – denn wenn das Wunder nicht geschieht, dann ist Neapel verloren und der dämonischen Macht des Vesuvs ausgeliefert. Das Blut des Heiligen ist zugleich das Blut des Berges, eine heilige Lava, die flüssig werden muß, wenn der Heilige der Feuerdämonen Herr werden will. So glaubt es das Volk.

Aber das Wunder geschieht. Das trockene Blut beginnt plötzlich zu brodeln wie flüssige Lava. Hoch hebt der Erzbischof die heilige Kugel empor und zeigt dem Volke das Wunder. Ein Jubelschrei durchreißt die Kirche: »Neapel ist wieder für ein Jahr gerettet.«'

‚Sie sagen, »so glaubt das Volk«', erklang die tiefe Stimme Grimanis. ‚Was glauben Sie denn selbst, verehrter Äskulap? Leugnen Sie etwa das Wunder?'

‚Keineswegs', erwiderte Erhardt, ‚ich glaube, daß das heilige Blut in einer für uns unerkennbaren Weise mit der Lava des Vesuvs in Verbindung steht, wie ja auch die Solfatara in Pozzuoli mit ihren feurigen Ausdünstungen den Stand des Feuers im Vesuv anzeigt.

Von der dämonischen Spinne Vesuv gehen unterirdische feurige Fäden aus, die Neapel wie in einem Netz gefangen-

halten. Vor allem ist das Herz Neapels, das in der heiligen Kugel ruht, befähigt, den Pulsschlag der feurigen Lavawellen anzuzeigen.'

‚Sie weichen, wie so oft, mit Hilfe eines unbekannten Naturgesetzes', sagte sehr ernst der Kardinal, ‚dem Wunder Gottes aus. Diesmal aber weiß ich Bescheid, denn das eigentliche Wunder vollzieht sich nicht da draußen vor den Augen der Menge, sondern hier drinnen in meiner Seele. Wenn ich betend vor dem Altar liege, die heilige Kugel in den Händen haltend, dann löst sich mein Geist von meinem Körper, und statt meiner ergreift der Heilige selbst die Gewalt über meinen Körper. Ich fühle es deutlich, wie seine jugendlichen Götterarme sich meiner schwachen Greisenhände bedienen, um einen Strom himmlischen Lebens in die Kugel auf sein eigenes Blut zu lenken, das dann aus vielhundertjährigem Schlaf erwacht und zu sprudeln beginnt wie einst.

Damit tut sich ein Wunder äußerlich kund. Aber das wahre Wunder kenne nur ich allein. Ich weiß dann mit vollkommener Sicherheit, daß der Heilige entschlossen ist, wieder für ein Jahr seinen Schild schützend vor Neapel zu halten, und meine Sicherheit entzündet die Herzen der Gläubigen mit der gleichen Gewißheit.'

‚Und was lernen wir aus diesem schönen Beispiel?' fuhr der Kardinal nach einer Pause fort. ‚Daß unser gelehrter Freund völlig in der Sinnenwelt steckengeblieben ist und die Seelenwelt vernachlässigt – und gerade diese hat unser Herr gemeint, als er sagte: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt.«

Unser großer Arzt vermutet eine geheime Verbindung zwischen zwei Sinnendingen, dem Blut des Berges und dem

Blut in der gläsernen Kugel. Er sieht nicht die Verbindung des Heiligen mit meiner Seele, die allein die Brücke von Blut zu Blut schlagen kann.

So geht es ihm mit allen Dingen der Natur. Er sieht wohl den komplementären Zusammenhang von Spinnennetz und Fliege, der die Ursache ist, daß hundert Fliegen im Netz gefangen werden. Aber gesetzt den Fall, eine einzige Fliege werde nicht gefangen, weil sie auf eine zerrissene Masche trifft, die ihr den Weg freigibt, so meint der Naturforscher, das sei Zufall. Woher wissen Sie, daß die zerrissene Masche nicht gerade für diese einzige Fliege komplementär ist?' wandte er sich schroff zum Arzte.

‚Gerade dort, wo für Sie die Welt ins graue Meer des Zufalls zu versinken beginnt – beginnt das Seelenreich des Geistlichen.

Sie kennen nur die komplementären Gesetze zwischen Fliegen im allgemeinen und Spinnennetzen im allgemeinen, wir aber erforschen das Einzelschicksal der Fliege im einzelnen Netze.

Ihre Stellung mag für die Fliegen die richtige sein, weil, wenn es Fliegenseelen gibt, so werden sie sich so ähnlich sehen, daß man sie alle über den gleichen Kamm scheren darf. Aber sobald es um die Menschen geht, die lauter einzigartige Seelen besitzen, dann treten wir Geistliche in unser Recht.

Sie nennen die Wunder der Natur, weil sie sich immer in gleicher Weise von Fliege zu Fliege und von Netz zu Netz wiederholen, Gesetze.

Für uns aber sind die Gesetze, die Gott im Schicksal der Einzelseele verwirklicht, die wahren Wunder.

Sie sind ein ausgezeichneter Beobachter, sonst wären Sie

nicht der allverehrte Arzt; deshalb frage ich Sie: Ist Ihnen jemals ein komplementäres Verhalten zwischen der Einzelmasche des Schicksals und dem Einzelmenschen aufgefallen, d. h. ein einzigartiges Wunder Gottes und nicht ein allgemeines Wunder der Natur?'

‚Ich will mich nicht in einen Disput mit Eurer Eminenz einlassen', sagte Erhardt, ‚denn ich würde sicher den kürzeren ziehen. Ich will aber die Frage Eurer Eminenz offen mit »ja« beantworten. Ich habe ein Erlebnis gehabt, an dem alle meine Versuche, es durch allgemeine Naturgesetze oder durch Zufall zu deuten, gescheitert sind. Ich will es gerne erzählen, denn es dürfte nicht bloß Eure Eminenz, sondern auch unsere schöne Patientin interessieren, die mit glühenden Wangen den Worten Eurer Eminenz gefolgt ist.'

Es war ganz unnütz von Erhardt, derart die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Aber er bewirkte dadurch eine Atempause, die wir benutzten, um unsere Blicke auf die unvergleichliche Landschaft zu lenken und die in rosa Abendlicht getauchte Zauberstadt.

Dann begann der Arzt: ‚Mein Vater war, wie Eure Eminenz sich noch erinnern werden, als Arzt bei der kaiserlichen Gesandtschaft angestellt.

So habe ich meine Kindheit in Neapel verbracht.

Als Jüngling besuchte ich auf Wunsch meines Vaters die hohen Schulen in Prag und Heidelberg. Nach Erlangung des akademischen Grades kehrte ich nach Neapel zurück und wurde als Unterarzt am Dominikaner-Spital auf dem Vomero angestellt.

Da ich mich besonders für Gehirnbildungen verschiedener

Geschlechter und Rassen interessierte, war ich glücklich, als mir der Oberarzt des Spitals den Kopf eines eben enthaupteten Negers zur Untersuchung überließ.

Eilig wickelte ich das kostbare Gut in ein Tuch, schob es unter meinen schwarzen Radmantel und begab mich in meine Behausung, wo alles für anatomische Untersuchungen bereitstand.

Es war eine kalte, dunkle Winternacht – ja, es war sogar etwas Schnee gefallen, und die engen Gassen, die steil vom Vomero zum Toledo abfallen, waren von spiegelnder Glätte.

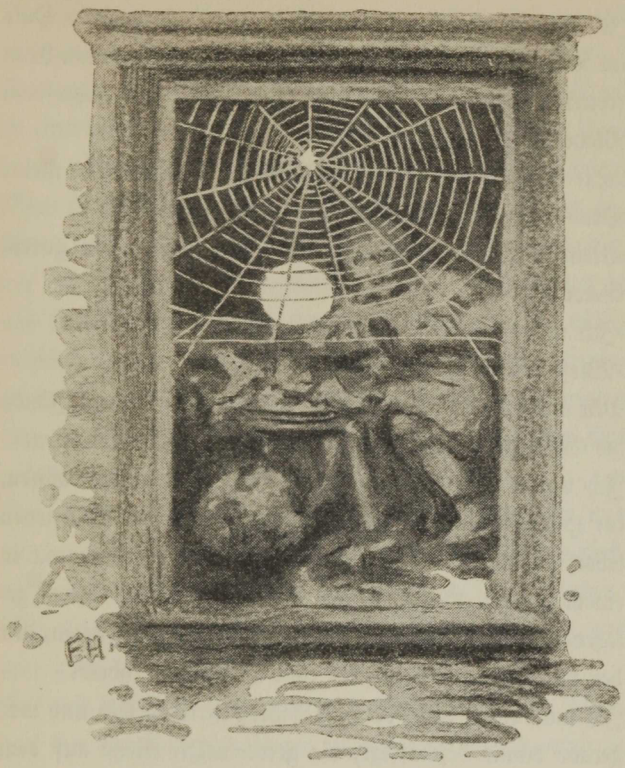
Bei meiner überhasteten Eile kam ich bald zu Fall, und der kostbare Negerkopf entschlüpfte meinem Mantel, warf dann das Tuch ab und sprang wie ein lebendes Wesen bald auf die linke, bald auf die rechte Seite der Straße.

Die Türen der Läden waren meist geschlossen, nur aus einer Schusterwerkstatt drang noch Licht ins Freie. Ich entsinne mich noch genau, daß im Rahmen der Tür ein Spinnennetz ausgespannt war, das im schwachen Licht der Lampe rötlich schimmerte.

Auf diese Tür hatte es mein Negerkopf abgesehen, denn in immer größeren Sätzen sprang er auf die Tür zu und schoß mitten durch das Spinnennetz hindurch.

Ein gellender Schrei ertönte. Ich stürzte dem Ausreißer nach und fand ihn friedlich auf dem Arbeitstisch liegend, die weißen offenen Augen auf den Schuster gerichtet, der vor Angst an der Wand klebte. So schnell wie möglich ergriff ich den grausigen Mohrenkopf bei den Haaren und suchte mein Heil in der Flucht.

Als ich am andern Tag in die gleiche Werkstatt gerufen



wurde, um einem plötzlich Erkrankten zu helfen, betrat ich den einfachen Raum mit sehr gemischten Gefühlen.
Ein altes Weib stürzte gleich auf mich zu und schrie: Hier sei der Teufel im Spiel, gestern nacht sei erst ein leibhaftiger Mohrenkopf ins Zimmer gesprungen und hinter ihm her der Teufel mit glühenden Augen, der den Kopf in seinen schwarzen Mantel versteckt habe. Gleich darauf sei er mit Hinterlassung höllischen Gestankes verschwunden.

Ich wandte mich dem Kranken zu, der mit schwachem Puls im Bett lag. Sein Herz war in einem üblen Zustand. Nun schickte ich das Weib weg und versuchte die Geschichte vom Mohrenkopf möglichst milde darzustellen.

»Sie haben doch nicht mit Absicht den Totenkopf in meine Stube geworfen?« fragte mich der Kranke.

»Nein, wahrhaftig nicht«, versicherte ich ihm mit gutem Gewissen.

»Ich wußte es. Er kannte seinen Weg schon allein.«

»Wieso seinen Weg?« fragte ich erstaunt.

Mit matter Stimme erwiderte der Kranke: »Ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Es wird mein Gemüt erleichtern.

Ich bin in einer amerikanischen Hafenstadt aufgewachsen, im Hause meines Onkels, der vom Handel mit Fischnetzen lebte, die er selbst herstellte und flickte. Wir wohnten in einem großen Hause, dessen Torbogen den am Meer gelegenen Hof, auf dem die Fischer ihre Netze trockneten, mit der Landstraße verband, die zum Städtchen führte.

Ich muß ein Bengel von 13 Jahren gewesen sein und war gerade damit beschäftigt, die getrockneten Netze auf dem Boden über dem Torbogen aufzuhängen, als ein fernes Gebrüll an mein Ohr drang. Ich schaute aus dem Fenster und sah auf der langen, blendend weißen Landstraße einen schwarzen Punkt sich auf mich zu bewegen. Hinter ihm lief ein Menschenhaufen, der offenbar Jagd auf den Flüchtenden machte, denn bald konnte ich die Rufe verstehen: Tod dem Teufel.

In einer benachbarten größeren Stadt hatte sich ein Neger an einer weißen Frau vergriffen, und nun erscholl im ganzen

Lande der Ruf: Tod den schwarzen Teufeln, und überall wurden die Neger, die sich sehen ließen, zu Tode gehetzt.
Das wird ein guter Spaß sein, sagte ich mir. Dem will ich es eintränken. Und als der flüchtende Neger sich dem Torbogen näherte, hinter dem ihm Rettung winkte, um in einem Boot zu entfliehen, ließ ich das Netz, das ich gerade in der Hand hielt, durch das Fenster herabgleiten, und wahrhaftig, der vor Furcht sinnlos gewordene Neger schoß mitten in das Netz hinein, das sich um ihn wickelte und ihn völlig wehrlos machte. Schon war die allerhand Waffen schwingende, wütende Menge heran und schlug auf den Wehrlosen ein. Zum Schluß hieb ein Metzgergeselle mit seiner Axt dem Neger den Kopf glatt von den Schultern.
Der Kopf wurde darauf auf eine Stange gespießt, und jubelnd und tanzend kehrte die Menge in die Stadt zurück, nicht ohne mich mit lauten Zurufen gepriesen zu haben: ‚Wie eine Fliege im Netz hast du den Satan gefangen, das war gut.‘
Anfangs freute ich mich meiner Heldentat. Aber der Blick, den mir der sterbende Neger zugeworfen, begann mich zu beunruhigen – ich wußte nicht weshalb.
Im Traum sah ich immer öfter den Kopf mit den weißen Augen, in dessen Stirn die Peiniger ein Kreuz hineingeschnitten hatten.
Wie eine herannahende Krankheit sich in wunderlichen Zeichen kundtut, so konnte ich plötzlich kein Spinnennetz sehen, ohne es zu zerreißen.
Die Krankheit aber brach aus, als ich einen wandernden Franziskanermönch predigen hörte: Der Herr sagt: Liebet

die euch verfolgen – ihr aber verfolgt die, die euch liebhaben. Und dann begann er die Geschichte zu erzählen: Da war ein Mann, der fiel unter die Räuber, und niemand half ihm, nur der barmherzige Samariter. Denn der Samariter hatte erkannt, daß von allen Menschen auf der Welt, die ihn umgaben, derjenige, der ihn um Hilfe bat, sein Nächster war – sein Nächster, der ihm näher stand als Vater, Bruder, Mutter oder Schwester.

Das ist Gottes Gebot. Ich aber hatte meinen Nächsten getötet, ein Verbrechen schwerer als Vatermord oder Muttermord.

Ich konnte keinem Neger mehr ins Auge sehen, ohne von Gewissensbissen zerrissen zu werden. So floh ich in die alte Heimat und ließ mich hier als Schuster nieder. Aber ich wußte: Einmal wird der Ermordete kommen und mich holen.

Gestern hatte ich einen ahnungsvollen Tag. Ich sah die Spinne ihr Netz über den Türrahmen spannen und wagte es doch nicht, sie zu stören. Und so ist es die Spinne gewesen, die mit ihrem Netz dem Kopf den Weg gewiesen hat.

Nun weiß ich, daß ich sterben werde, denn Gott hat mich gerufen. Und ich bin ihm dankbar, daß er seinen schrecklichen Boten noch zu meinen Lebzeiten gesandt hat, denn nun kann ich noch die Beichte ablegen, das Sakrament empfangen und mich durch die letzte Ölung auf das Ende vorbereiten.«

Die Tür verdunkelte sich. Der Geistliche trat ein. Ein beglückter Blick des Sterbenden empfing ihn. Der Arzt konnte gehen.

Zu Hause angelangt überzeugte ich mich, daß der Negerkopf tatsächlich eine Wunde in Kreuzform auf der Stirne trug.'

Der Kardinal erhob sich: ‚Ich danke Ihnen, lieber Freund, für Ihre wundersame Erzählung. Aber sie sagt mir nichts Neues. Ich weiß es längst, daß jeder Schrei einer schuldbeladenen Seele ein Echo in der Sinnenwelt erweckt, Ihnen erscheint das Erlebnis so einzigartig, weil Sie selbst dazu berufen waren, der Träger des Echos zu sein.‘

Der Arzt nickte bloß zustimmend.

Ich küßte dem Erzbischof zum Abschied die Hand und sagte ihm: ‚Ich glaube jetzt zu verstehen, warum die Gesetze Gottes zu Wundern werden müssen.‘

Ein leiser Sonnenstrahl grüßte die Höhen der Wunderstadt. Dann sank leise die Dämmerung herab.“

Der Springbrunnen plätscherte leise in der Mittagsstille. Die drei Schwestern saßen schweigend in Träumen versunken. Julie blickte hinab in das glitzernde Wasser, aber ihre Gedanken schweiften immer wieder zurück in das Land der Sonne mit seinen Wundern. Louise folgte mit den Blicken dem Zug der leichten Wolken, die über das blasse Blau des Himmels dahinzogen. Dorothea sah vor sich hin und malte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes Kreise in den Sand, die sich mannigfach überschnitten.

Plötzlich begann sie: „Ich sehe eine merkwürdige Ähnlichkeit in der von dir berichteten Erzählung – Julie – mit dem Schicksal meines armen Freundes.

Jedesmal ist es eine an sich bedeutungslose Begebenheit, die zum Schicksal wird, weil völlig abseitsstehende Menschen ihr eine lebenswichtige Bedeutung beilegen. Das Spinnennetz, das zur Ursache des Todes meines Freundes wurde, war ein ganz gewöhnliches Netz wie tausend andere. Nur der Ort und die Zeit seines Auftretens genügte, um einen vom Schicksal erkorenen Menschen auf den Todespfad zu leiten.

Ebenso sehe ich nicht in dem Hinfallen eines Medizinstudenten, der dabei ein anatomisches Präparat verliert, irgend etwas Bedeutungsvolles. Aber für den einen Schuldbeladenen mußte dieser Vorgang von furchtbarer Bedeutung werden.

Es ist töricht in beiden Fällen, von Zufall zu reden. Schicksal ist niemals Zufall. Aber man muß sich klar darüber sein, wo das Schicksal verankert ist, und das scheint mir tatsächlich

in der Seele eines vom Schickſal heimgeſuchten Menſchen zu ſein. Das in ſeiner Seele ſitzende Schickſal verlegt der Menſch nach außen und heftet es an irgendwelche Bedeutungsloſigkeiten. Dadurch wird es erſt verwirklicht.

Ich will Juliens großem Kardinal nicht direkt widerſprechen, aber doch der Frage, die uns hier beſchäftigt: Zufall oder Schickſal? eine Form geben, in der ſie nicht bloß mit dem Glauben, ſondern auch mit dem ſuchenden Verſtande behandelt werden kann. Mir ſteht der Arzt näher als der Kardinal.

Was ſagſt du dazu, Louiſe? Du biſt von uns dreien die feinſte Seelenkennerin."

Nun erhob Louiſe zum erſten Male ihre Stimme, die von einem bezaubernden Wohllaut war: „Vielleicht haſt du recht, Dorothea, aber du ſtellſt uns vor neue Fragen: Was iſt Schickſal und wie kommt es in unſere Seele? Ich will auch dieſe Fragen nicht beantworten, aber ich will euch heute nacht, wenn die Sterne am Himmel funkeln, die Geſchichte vom dritten Spinnennetz erzählen, die noch wunderſamer iſt als eure Erzählungen."

Wie verabredet trafen sich die drei Schwestern am Abend auf der breiten Gartenterrasse des Wohnhauses von Werder. Sie waren in leichte Mäntel gehüllt, obwohl der Abend mild war. Schweigend nahmen sie auf bequemen Lehnstühlen Platz und wandten das Antlitz dem mit Sternen übersäten Nachthimmel zu, der sich wie eine weite Halle über ihren Häuptern wölbte.

Wie aus weiter Ferne kommend, gedämpft und dunkel erklang Louisens Stimme:

„Schaut hinauf zum Himmel und prägt euch sein wunderbares Bild ein, denn es soll der Sternenhimmel als Hintergrund für die Geschichte dienen, die ich euch erzählen werde."

Dann nahm die Stimme den vollen Wohlklang an, der ihre Worte so eindrucksvoll machte.

„Ich bin, wie ihr wißt, hellseherisch veranlagt. Ich sehe plötzlich, ohne jeden bestimmten Anlaß, in eine fremde Welt hinein und sehe dort Vorgänge sich abspielen wie auf der Bühne eines Theaters.

Ihr werdet euch noch entsinnen, wie der Polizeimeister von Minsk hier in Werder damit herumrenommierte, er habe in Minsk das Durchschreiten des kaiserlichen Parks unter eine originelle Strafe gestellt. Wie ein weit sichtbares Plakat verkünde, werde der Polizeimeister von Minsk jeden, der es wage, den kaiserlichen Park zu durchschreiten, das erstemal der Kleider seines Oberkörpers berauben, das zweitemal der des Unterkörpers, und beim drittenmal werde der Ertappte

ganz nackt durch die Straßen von Minsk laufen müssen – sei es Männlein oder Weiblein.

‚Dieses Plakat', schloß der Polizeimeister, ‚werde ich, sobald ich nach Minsk zurückkehre, in die Tat umsetzen.'

Ich trat damals auf ihn zu und sagte ihm: ‚Lassen Sie diesen Unfug, Oberst Rjasin. Ich sehe einen mondbeschienenen Park vor mir, in dem sich die Schatten hoher Tannen scharf vom hellen Rasen abheben. Mitten im Rasen steht hell und hart das Marmorstandbild der Kaiserin Elisabeth, und zu seinen Füßen liegt der Leichnam eines nackten Mannes mit einer Kugel im Hinterkopf. Und dieser Mann sind Sie, Oberst.'

Drei Monate später erfuhren wir, daß im kaiserlichen Park von Minsk genau auf der von mir angegebenen Stelle der nackte Leichnam des Polizeimeisters gefunden worden war. Von den Mördern fehlte jede Spur.

Auf der Reise, die unser Vater mit mir nach Petersburg unternahm, wurden wir in einem kleinen Nest in Ingermanland von einem kaiserlichen Kurier überholt. Es war ein kalter, windiger Abend, und so hatten wir beschlossen, in der geräumigen Poststation zu übernachten. Der Kurier aber wollte weiterreisen. Als er sich von uns verabschiedete, sah ich auf einmal eine mondhelle Straße, die zu einer Brücke hinaufführte. Das Geländer der Brücke war eingedrückt, und aus den eisigen Fluten des Flusses ragten die Trümmer eines herabgestürzten Postwagens.

Das Bild erschreckte mich, und ich bat den Kurier zu bleiben und sich nicht in der Nacht auf die vereisten Wege mit dem unsicheren Postgefährt zu wagen.

Wir waren an die Tür des Posthauses getreten. Da wandte sich der Kurier mit einem wilden Ausdruck in seinen angstverzerrten Zügen zu mir: ‚Sehen Sie nicht, daß ich fort muß?‘

Und was ich sah, war furchterregend. Die entblätterten Eichen und Eschen glichen kaum mehr Bäumen, sondern grausigen Gespenstern, die mit ihren krallentragenden Ästen wild in die Luft griffen. Zwischen ihnen lugten die Sterne wie böse Augen hervor und die Wolkenfetzen, die über den Horizont dahinjagten gleich hungrigen Wölfen.

Wir hörten lange nichts mehr vom Kurier, bis ich zufällig ein Gespräch zweier hoher Beamter erlauschte und erfuhr, der Kurier sei nach Petersburg beordert worden, um sich vom Verdacht, seine Frau ermordet zu haben, zu reinigen. Er sei aber auf der Reise in Ingermanland verunglückt.

Das eindrucksvollste Erlebnis hatte ich auf dem Hofball im Winterpalais, bevor der Hof nach Peterhof umzog.

Es war eine wundervolle Mainacht. Alle Fenster und Balkontüren des herrlichen Schlosses standen offen und ließen das Licht von tausend Wachskerzen in die linde Nacht hinausfluten.

Der Tanz hatte schon begonnen, und die Damen des hohen russischen Adels in ihren prachtvollen Bojarenkostümen rauschten über das spiegelblanke Parkett und berauschten durch ihre Schönheit die eleganten Gardeoffiziere, die sie in geschmeidigen Schritten zum Tanze führten.

Ich folgte dem farbenreichen Bild mit entzückten Augen. Da wurde mir Graf Grenski, ‚der schönste Offizier der kaiserlichen Garde‘, wie er genannt wurde, vorgestellt. Er

sah allerdings fabelhaft aus in der weißblauen Uniform mit dem breiten blauen Band des kaiserlichen Adjutanten um die Brust. Ich hatte schon von ihm gehört: Es hieß, er habe nach einem langwierigen Familienprozeß eine Erbschaft angetreten, deren Höhe selbst die Herren der Petersburger Gesellschaft schwindeln machte. Kein Wunder, daß ihm die Herzen der Damen zuflogen. Ich werde nicht den tief enttäuschten Blick der schönen Fürstin Lopuchin vergessen, als Grenski mich zum Tanze aufforderte.

Es wurde Mazurka getanzt, deren wilder Rhythmus alle Herzen erregte. Grenski tanzte mit einer Leidenschaft, die fast unheimlich wirkte. Er sprach kein Wort, aber seine Augen bohrten sich in die Ferne, als sei dort etwas Unheilverkündendes zu sehen.

Wir flogen leicht wie eine Wolke über das Parkett dahin. Plötzlich hielt er an und fragte mich, ob wir den großen Balkon betreten wollten, um uns auszuruhen. Vor dem Schloß lag hell erleuchtet der breite marmorumfaßte Kai, und dahinter rauschten die dunklen Fluten der mächtigen Newa. Die eben aufgehende Mondsichel spiegelte sich leicht auf dem Strom, aber noch leuchteten die Sterne in voller Pracht. Doch was war das? Gerade vor uns waren die Sternbilder zusammengerückt und bildeten die Form einer Hand – eine goldene Schwurhand stand scharfumrissen auf dem Schwarz des Himmels. Der Graf preßte mit seiner Linken meinen Arm und deutete mit der Rechten, die sich zur Schwurhand geschlossen hatte, auf den Himmel.

‚Sehen Sie das auch?‘ fragte er atemlos. ‚Ja‘, erwiderte ich noch ganz verwirrt. Da drückte er mir schmerzvoll die

beiden Hände: ‚Lebe wohl für ewig', stieß er hervor. Dann wandte er sich um und verschwand im Gewühl der tanzenden Paare.

Ich schaute ihm lange nach und blickte dann wieder zum Himmel, an dem die Sterne wieder in ihren altgewohnten

Schriftzeichen prangten, die kein Sternkundiger zu deuten vermocht hat. Ich aber wußte, daß ich das Todeszeichen des Grafen Grenski erblickt hatte. – Am andern Morgen wurde die Leiche des vielbeneideten Mannes aus der Newa gezogen.

Endlich muß ich noch eines Abends in Wosel gedenken. Wir waren alle hinausgefahren, um den Geburtstag Eleonore Pohlmanns zu feiern, die soeben von einer langen Krankheit genesen war.

Es wurde spät, und die Gäste drängten in den nächtlichen Garten. Eleonore stand allein vor dem dunkeln Himmel. Da sah ich, wie die Sterne sich zu goldenen Strickleitern zusammenschlossen, auf denen holde Engel herabstiegen, um Eleonore in ihren Kreis zu ziehen und sie mit weißen Rosen zu überschütten.

Ich warf mich, vom Abschiedsschmerz zerrissen, schluchzend an den Hals der geliebten Freundin: ‚So muß ich dennoch sterben?‘ sagte Eleonore.

Drei Wochen darauf schütteten wir selbst weiße Rosen auf ihr Grab.

Eleonorens Bruder hat mir meinen Schmerzensausbruch nie verziehen. Ich sei dadurch schuld an ihrem frühzeitigen Tode geworden.

Ich selbst begann zu fürchten, daß ich mit meiner hellseherischen Gabe den Menschen nur Unglück bringe. Dieser Gedanke peinigte mich lange, bis Doktor Erhardt in Neapel mich von ihm erlöste.

Er fragte mich gründlich aus, und als ich ihm endlich die Frage stellte, ob mein Zustand unheilbar sei, sagte er:

‚Völlig unheilbar.‘ ‚Das ist ja schrecklich!‘ rief ich aus. ‚Schrecklich?‘ fragte er. ‚Sie wissen ja gar nicht, welchen Namen Ihre Krankheit trägt.‘ ‚Und wie heißt sie?‘ stieß ich hervor. ‚Die Poesie‘, erwiderte Ehrhardt. ‚Glauben Sie mir, ohne diese Krankheit, die dem Erkrankten die Fähigkeit verleiht, nicht bloß in das Herz, sondern auch in das Schicksal seiner Mitmenschen hineinzusehen, hat es noch nie einen Poeten gegeben.‘

‚Aber ich kann keine Zeile schreiben und bin daher sicher kein Poet‘, wehrte ich ab.

‚Sie gehören zu jenen Poeten, für die die anderen Poeten schreiben. Sie sind der Boden, in dem der Samen der Poesie aufgeht in ungeahnter Blütenpracht und Herrlichkeit.‘ Damit reichte er mir einen Lorbeerzweig aus seinem Garten.

Seine Worte gaben mir den Lebensmut und die Lebensfreude wieder. Ja, ich begann die Natur mit ganz anderen Augen anzusehen, um ihr ein Geheimnis abzulauschen. Stundenlang habe ich in Erhardts Garten am Meeresrande gesessen und nach dem Sternhimmel geschaut. Vielleicht, vielleicht hat er uns doch etwas zu sagen. Alles, was auf der Erde ist, hat für uns einen Sinn, sei es eine Pflanze, ein Tier, ein Berg oder ein See – die Sterne aber haben keinen Sinn.

Da sah ich eines Abends – und nun bitte ich euch beide, auch genau hinzuschauen –, daß die Milchstraße, die fast ein Drittel des Himmels einnimmt, sich zu einem Gewebe zusammenschloß, das am Rande von großen Sternen getragen wurde. Es ist auch heute abend deutlich zu sehen. Gleicht dieses Gewebe nicht einem nicht voll ausgespannten

Spinnennetz? Aber welch eine Bedeutung mag dies himmlische Netz für uns haben?

Um diese Frage dreht sich die Geschichte, die ich in Capri erlebte. Wollt ihr sie hören?" Als die beiden Schwestern lebhaft zustimmten, fuhr Louise fort:

„Ich beginne meine Erzählung in dem Augenblick, da Julie und Tante Thea mich auf das Schiff des Bischofs von Capri gebracht hatten.

An Deck befand sich ein geräumiger Platz, der mit einem roten Teppich bespannt war und Stühle verschiedener Größe trug.

‚Wir erhalten unterwegs Besuch', rief mir der Bischof zu. ‚Ich lasse Sie für kurze Zeit allein. Nehmen Sie solange in diesem roten Salon Platz.'

Dann knarrten die Stricke, der Anker wurde hinaufgewunden. Die breiten Segel entfalteten sich, und die Fahrt begann.

Leonilla und ich standen an der Bordwand und winkten den Freunden zu, die uns bis ans Schiff geleitet hatten.

Ich benutzte die Gelegenheit, um Leonilla über ihre Eindrücke von Neapel zu befragen. ‚Ja die Stadt ist ganz schön', sagte Leonilla. ‚Sie hat auch einen Domberg wie Reval, und das Meer ist ebenso schön. Aber es sind hier zu viel Berge. Was will zum Beispiel dieser große Maulwurfshaufen, aus dem der Maulwurf jede Nacht seine rote Schnauze herausstreckt? Baronin Thea meint, es sei der Teufel, und sie kann schon recht haben. Was ist dies überhaupt für ein Volk? Ich habe in Reval schon einen ganzen Haufen von diesen Kerlen gesehen. Sie wurden Zigeuner genannt und

waren alle Pferdediebe. Hier laufen sie den ganzen Tag und die halbe Nacht auf den Straßen herum und schreien wie die Teufel. Wahrscheinlich wird der große Teufel dort im Berge sie eines Tages allesamt verschlucken. Und das wird kein Schaden sein.'

Ich versuchte, Leonilla auf die Schönheit des Schiffes hinzuweisen, auf dem wir uns gerade befanden, und sagte ihr, es gäbe kein so schönes Schiff zwischen Werder und Moon.

‚Ja', sagte Leonilla, ‚es würde mir hier auch ganz gut gefallen, wenn wir anstatt auf einer Insel dieser Pferdediebe und Seeräuber in Kuiwest auf Moon landen wollten.'

Das konnte ich ihr leider nicht versprechen.

Da der Wind fast aus Westen wehte, mußten wir kreuzen, was die Fahrt verlängerte. Als wir uns auf der Höhe von Castellamare befanden, wurden wir von einem großen Fischerboot angerufen. Dem Boot entstiegen die erwarteten Gäste: der Neffe des Bischofs, der Marchese Tre Case und sein französischer Freund Herr von St. Denis, beides Doktoren an der neugegründeten Sternwarte von Paris.

Der Franzose wurde von der ganzen Schiffsbesatzung freudig begrüßt. Er war offenbar ein sehr beliebter, stets zu Scherzen aufgelegter, leutseliger junger Mann. Auch der joviale Bischof begrüßte ihn aufs herzlichste.

Als der Marchese Tre Case den Bord des Schiffes bestieg, empfand ich einen Stich im Herzen. Die schönen strengen, spanisch anmutenden Züge des hochgewachsenen jungen Mannes drückten eine kaum verschleierte tiefe Trauer aus. Fast unmittelbar wurde mir ein Einblick in seine melancholische Welt gewährt.

Es war nicht bloß die Abschiedsstimmung, die auf der Landschaft lastete, sondern auch die Form der Landschaft selbst, die mich ergriff.

Habt ihr je einen traurigen Berg gesehen? Ich bekam damals zum erstenmal die Vision dessen, was man einen traurigen Berg nennen muß, dem das Tragen seines eigenen Gewichtes Mühsal bereitet.

Die Form der Berge war zugleich so sonderbar zusammengedrückt, als bestünden sie alle aus gleichmäßig behauenen Bausteinen eines Baues, der wohl mathematisch korrekt, aber zugleich völlig zwecklos schien.

Der ganze Kranz von Landzungen und Inseln des Golfes, der mein Auge entzückte, war zu einem Halbkreis geometrischer Figuren geworden. Es waren wohl überall gerade Linien und scharfe Winkel vorhanden, die man messen und berechnen konnte, aber es fehlte völlig der Reiz einer schöpferisch waltenden Natur mit all den überraschenden Einzelheiten einer tändelnden Willkür, die uns den Göttern Griechenlands so nahe bringt.

Die Farbenpracht der Orangenhaine und Rosenhecken, die bis ans Meer herabkletterten, war einem gleichmäßigen Blaugrau gewichen, und selbst das Meer, dies schimmernde Juwel, glich einem blindgewordenen Spiegel.

Daß dieser schöne Mann seinem baldigen Tode entgegenging, war mir klar. Aber warum mußten seine letzten Tage so trostlos öde sein?

Der Bischof nahm mich unbemerkt beiseite und klärte mich auf. Sein Neffe war mit Clarissa Rysoor, einer Verwandten der berühmten holländischen Philosophin Agnes Rysoor,

verlobt gewesen, die in Capri Heilung für ein Lungenleiden gesucht hätte, aber vor einem halben Jahr dort gestorben sei.

Clarissa Rysoor war, wie der Bischof versicherte, das schönste und klügste Mädchen gewesen, das ihm je begegnet. ‚Un vero philosopho angelico', ein engelhafter Philosoph. Ihren Tod habe sein Neffe nicht überwinden können. Auch das Studium an der Pariser Sternwarte, das ihn zu einem berühmten Astronomen gemacht habe, hätte seinen Trübsinn nicht bannen können. Deshalb begleite ihn sein Freund St. Denis, dessen Frohsinn ihn erheitern solle.

Auf Anacapri habe sich sein Neffe ein kleines Observatorium gebaut, an dem beide Freunde arbeiten wollten.

‚Aber ich befürchte', schloß der Bischof, ‚daß die Erinnerung an die glücklichen Tage in Capri meinem Neffen nicht gut bekommen wird.'

Damit setzte sich der Bischof auf seinen bequemen Prunksessel, winkte St. Denis an seine Seite und fragte ihn, ob er sich mit der Kirche ausgesöhnt habe.

‚Ganz im Gegenteil', erwiderte St. Denis.

‚Nun, was haben Sie schon wieder an der Kirche auszusetzen?' fragte der Bischof, indem er sich behaglich in seinen Sessel zurücklehnte.

‚Die Kirche verlangt von uns, daß wir an das Unsichtbare glauben sollen', griff der Franzose lebhaft die Debatte auf.

‚Tun Sie das etwa nicht?' fragte der Bischof.

Da ergriff St. Denis einen Stuhl, hielt ihn empor und rief: ‚Dies ist ein Stuhl, den sehe ich, den taste ich, an ihn glaube ich – an das Unsichtbare glaube ich nicht.'

‚Aber der Stuhl ist doch selbst nicht sichtbar‘, meinte lächelnd der Bischof.

‚Wieso nicht sichtbar?‘ rief verblüfft der Franzose.

‚Das werde ich Ihnen gleich beweisen‘, sagte der Bischof und ließ den Schiffsschreiner kommen, der nun in unser aller Gegenwart den Stuhl, den St. Denis mit stolzer Geste emporgehoben hatte, in kleine Stücke zersägen mußte. Der Schreiner legte die Stücke geordnet nach ihrer Größe nebeneinander vor uns hin.

‚Nun‘, fragte der Bischof, ‚ist das noch ein Stuhl? Der Schreiner hat, wie Sie sich überzeugen konnten, kein Teilchen fortgenommen. Es ist noch der gesamte sichtbare und tastbare Stoff vorhanden. Aber ist es noch ein Stuhl?‘

‚Nein‘, sagte St. Denis.

‚Und warum nicht?‘

‚Weil man nicht mehr darauf sitzen kann.‘

‚Sie geben also zu‘, sagte der Bischof, ‚das vor uns liegende Holz ist deshalb kein Stuhl, weil es seine Bedeutung als Sitzgelegenheit für den Menschen verloren hat.

Also war es die Bedeutung, die das Holz zum Stuhl machte, und die Bedeutung ist nicht sichtbar. So ist auch jeder Gegenstand, dessen Bedeutung man nicht kennt, nichts anderes als ein Haufen Stoff, aber kein Gebrauchsgegenstand. Er kann für andere Wesen eine andere Bedeutung erlangen, so wird mein Sessel von meinem Papagei mit Vorliebe benutzt, um ihn zu beschmutzen, und mein Hund benutzt ihn, um sich unter ihm vor der Sonne zu verkriechen. Dieser Sessel ist wohl für mich ein Stuhl, für meinen Hund ein Schirm und für meinen Papagei ein lieu d'aisance. Geben

Sie also zu, daß der Stuhl unsichtbar ist?' fragte nochmals der Bischof.

‚Unsichtbar nur im gewöhnlichen Sinn des Wortes', erwiderte St. Denis, der sich schnell umgestellt hatte. ‚Aber fügen Sie dem Begriff Sitzgelegenheit noch die Anschauung Sitzgelegenheit hinzu, so wird die Bedeutung sofort sichtbar.

Jeder Schreiner wird Ihnen, wenn Sie ihm die Aufgabe Sitzgelegenheit stellen, den räumlichen Plan eines Stuhles auf das Papier werfen, wie jeder Architekt den Grundriß eines Hauses entwerfen wird, wenn Sie von ihm eine Wohngelegenheit verlangen.

Der Benutzer eines Stuhles oder eines Hauses braucht den Bauplan nicht so genau zu kennen wie der Erbauer, aber er muß ihre räumlichen Abmessungen mit dem Auge beherrschen, um sie ihrer Bedeutung entsprechend verwerten zu können. Das gilt nicht bloß für Sie, sondern auch für den Hund und den Papagei, die den Stuhl ganz anders verwerten. Aber für Sie als Mensch bleibt der Stuhl in seiner Bedeutung als Sitzgelegenheit sichtbar.'

Das Spiel mit scharfgeschliffenen Begriffen nahm mich so gefangen, daß ich selbst in die Diskussion eingriff: ‚Was sagen Sie zu folgendem, Herr von St. Denis? Auf dem Brevier des Bischofs sind acht Buchstaben aus massivem Gold aufgesetzt. Wenn ich sie ablöste und sie Ihnen in der Reihenfolge des Alphabetes überreichte, so gäbe das die Lautfolge ADEGJMUS. Es sind alle Teile vorhanden, aber nur der Sinn vermag sie in die richtige Reihenfolge zu bringen. Dann wird »Agnus dei« daraus.'

‚Sie wollen damit beweisen, verehrtes Fräulein', sagte liebenswürdig St. Denis, ‚daß die Summe der Teile nicht das Ganze ausmachen kann. Das ist eine These, die auch unsere beklagte Freundin Clarissa Rysoor immer verteidigte. Es muß der Sinn hinzukommen. Nun gebe ich zu, daß der Sinn unsichtbar ist, aber er allein kann ja gar nicht auf die Buchstaben wirken. Es muß die richtige Reihenfolge die Buchstaben ordnen, und diese ist immer sichtbar gegeben.'

‚Seit wann', rief der Bischof, ‚ist die Reihenfolge der Teile selbst ein Teil? Außerdem hilft Ihnen die Reihenfolge nichts, wenn sie nicht sinngemäß ist. Und auch dann hilft sie nichts, wenn der Leser kein Latein versteht.

Ihre ganze mißglückte Stellungnahme stammt daher, daß Sie das Sehen mit dem geistigen Auge nicht vom Sehen mit dem leiblichen Auge zu trennen vermögen. Das leibliche Auge ist völlig unfähig, etwas anderes als das Nebeneinander zu erkennen. Das Nebeneinander der Teile des Stuhles aber ergibt noch keinen Stuhl.

Der Stuhl und die Worte auf dem Brevier bleiben dem leiblichen Auge unsichtbar.'

‚Sie geben damit zu', lachte St. Denis, ‚daß Ihr Papagei und Ihr Hund auch ein geistiges Auge besitzen, wenn auch ein anderes wie das Ihre.'

Inzwischen hatte der Marchese stillschweigend drei Orangen auf den Tisch neben den Sessel des Bischofs gelegt und fragte nun St. Denis: ‚Was sehen Sie hier auf dem Tisch liegen, verehrter Freund?'

‚Drei Orangen', sagte erstaunt St. Denis.

‚Sind sie sichtbar oder unsichtbar?'

‚Natürlich sind sie sichtbar.‘

‚Schon gut‘, fuhr der Marchese fort, ‚jetzt nehme ich die Orangen fort und lege statt ihrer drei Feigen hin. Ich frage nun nicht, sind die Feigen sichtbar, sondern sind sie in der Dreizahl sichtbar wie vorher die Orangen, obgleich sie nicht die mindeste Ähnlichkeit haben?‘

‚Gewiß‘, sagte St. Denis, ‚es sind ebenso drei sichtbar wie vorher.‘

‚Jetzt erlaube ich mir‘, dabei ergriff Tre Case meine Hand, ‚diese schöne Hand dreimal zu küssen und frage Sie: Wie kann die gleiche Eigenschaft der Dreiheit, die bei den Orangen und Feigen im Raum lag, nun in der Zeit liegen, wenn sie wirklich zu den sichtbaren Dingen der Außenwelt gehört?‘

‚Ich gebe mich für geschlagen‘, sagte St. Denis. ‚Es gibt Wirklichkeiten, die sinnliche Eigenschaften der Dinge zu sein scheinen und die doch nur unser geistiges Auge den Dingen erteilt.

Es würde mich aber interessieren, wie sich das geistige Auge Ihres Papageis und Ihres Hundes zur Dreizahl stellt‘, wandte sich St. Denis an den Bischof.

‚Nach meinen gelegentlichen Erfahrungen mit drei Zuckerstückchen‘, lachte der Bischof, ‚bin ich nicht sicher, ob für die Tiere die Vierzahl nicht genau dasselbe ist wie die Dreizahl, ja selbst die Zweizahl kann gelegentlich die Dreizahl ersetzen.‘

‚Das Zählen und Messen‘, sagte Tre Case, ‚sind Fähigkeiten, die nur dem menschlichen Geiste verliehen sind, um frei vom trügerischen Schein unserer Sinne bis zu den Urwirklichkeiten der Natur vorzudringen.‘

‚Ich gebe zu‘, nickte der Bischof, ‚daß sich die Menschen viel leichter über den Rahmen eines Bildes einigen werden, als über dessen Inhalt. Aber von euren Unwirklichkeiten, die ihr mit Meßstange, Fernrohr und Rechentafeln erreichen wollt, halte ich nicht viel. Die Zahl ist gewiß für den Astronomen von Bedeutung, sie spielt für einen Fischer eine viel geringere und für den Hund wahrscheinlich gar keine Rolle.

Und nur das, was für das Leben von Bedeutung ist, wird auch in ihm verwirklicht. Das gilt für die Zahl genau so wie für die Wunder. Auch sie treten nur auf, wo sie von Bedeutung sind.‘

‚Sie werden doch nicht behaupten wollen‘, rief völlig entgeistert St. Denis, ‚daß zum Beispiel das berühmte Wunder der Weinwerdung auf der Hochzeit zu Kana sich wirklich ereignet hat?‘

‚Für den Gläubigen‘, sagte ernst der Bischof, ‚hat sich das Wunder gewiß so zugetragen, wie es uns berichtet wird. Und auch Sie, wenn Sie damals nicht als Pariser Freigeist, sondern als schlichter Weinbauer der Hochzeit beigewohnt hätten, wären tief ergriffen von der Bedeutung des Wunders für Ihr Leben davongegangen.‘

‚Das stimmt vielleicht für St. Denis‘, erwiderte Tre Case, ‚der schon, um den Hausherrn nicht zu kränken, das Wunder hingenommen hätte, aber nicht für mich.

Ich bin auch heute nicht davon überzeugt, daß das Flüssigwerden des Blutes von San Genaro ein Wunder ist, obgleich ich ihm mehrfach beigewohnt habe.

Ich bin überzeugt, daß, wenn die Kirche mir das getrocknete

Blut in der Glaskugel zum Experimentieren überließe, ich durch Anwendung passender Hitzegrade das Blut flüssig machen könnte.'

‚Und wenn es dir nicht gelänge', sagte scharf der Bischof, ‚würdest du dennoch nicht an ein Wunder glauben. Wie äußerte sich Clarissa? In einer kümmerlichen Monade können weder Gott noch seine Wunder gedeihen.'

Ich sah förmlich, daß dies Wort wie ein Blitz in die künstlichen Berge auf der Lebensbühne Tre Cases einschlug und dort wahre Verheerungen hervorrief.

Um ihm über seine Verlegenheit hinwegzuhelfen, wandte ich mich an den Bischof mit der Frage, was unter einer Monade zu verstehen sei. Mein Vater habe zwar mehrfach dieses Wort gebraucht, aber ich habe bisher völlig verständnislos der Philosophie gegenübergestanden.

‚Unter Monade versteht der große Philosoph Leibniz', begann der Bischof seine Erläuterung, ‚eine Art von Seifenblase, in der alle Menschen und Tiere drinstecken sollen – ein jeder in seiner Monade, die ihn völlig von allen andern Monaden abschließt. Jedermann sieht eine Welt vor sich, die er für die allgemeine Weltbühne hält. In Wirklichkeit ist sie aber bloß eine höchst persönliche Monade, die von der Welt, die sein Nachbar vor sich sieht, von Grund aus verschieden sein kann.

Es ist für mich immer ein besonderes Vergnügen, wenn mir treue Capreser Untertanen die Erlebnisse, die sie in ihren Monaden gehabt haben, ausplaudern. Sie sind alle davon überzeugt, daß mit Neumond jedesmal ein wirklich neuer Mond am Himmel erscheint, der im Gegensatz zur

Annahme der Astronomen jedesmal von Gott neu geschaffen wird und einen von seinem Vorgänger abweichenden Charakter besitzt, der sich im guten oder schlechten Wetter kundtut. Über den Charakter des jeweilig regierenden Mondes kann man ebenso abweichende Ansichten zu hören bekommen wie über den Charakter des jeweiligen Königs von Neapel.
Die Insel ist voller Ruinen aus der Römerzeit und aus dem Mittelalter, deren einstige Bewohner auch heute noch bald segensreich, bald tückisch auf den verschiedenen Lebensbühnen auftreten. Dazu kommen die Heiligen, die sich bald gnädig, bald strafend betätigen.
So ist jede Lebensbühne des einfachsten Bauern oder Fischers der Schauplatz eines anderen Lebensspieles. Aber keine von ihnen ist so armselig, daß nicht das Wunder in ihm Platz fände.'
‚Das ist ja äußerst interessant', rief St. Denis begeistert aus, ‚welch ein farbenprächtiges Leben breitet sich, verehrter Bischof, vor Ihnen aus!'
‚Da sehen Sie es', sagte bitter Tre Case. ‚St. Denis wird der erste sein, der von mir abfällt und den ganzen Aberglauben des Volkes, den die Kirche unterstützt, mit Haut und Haaren herunterschluckt.
Aus diesem Urwald von Irrtümern und Mißverständnissen haben die großen Naturforscher im Lauf von Jahrhunderten eine Gasse geschlagen ins Freie, in die Wahrheit.'
Diesmal handelte es sich nicht mehr um eine geistreiche Debatte, diesmal schlugen die Überzeugungen hart aufeinander. Das klang auch aus den Worten heraus, mit denen der Bischof seinen Neffen hart anfuhr: ‚Und wieviel gesunde

Bäume habt ihr auf eurem Gewissen, um euch eine freie Bahn zu schaffen?

Ihr seid nur Holzfäller für den eigenen Bedarf. Die Kirche aber hat die Aufgabe übernommen, den ganzen Menschenwald zu hüten.

Vielleicht ist sie ihrer Aufgabe nicht immer gewachsen gewesen. Aber sie war immer die Hüterin des heiligen Wahrheitsquells, dem der ganze Wald sein Gedeihen verdankt – das lautere Wort unseres Herrn Jesus Christus.

Was ihr aber als die hohe Aufgabe der Wissenschaft preist, ist nichts als die Kunst, die Bäume zu fällen und zu gleichen Brettern zu zersägen, um eure Häuser immer höher zu bauen und in ihnen bequemer wohnen zu können. Was an wirklichem Leben dabei verlorengeht, seht ihr in eurer Blindheit nicht, die euch glauben läßt, jeder Mensch und jeder Baum lebe in der gleichen Monade.'

‚Das ist wieder so eine Leibnizsche Marotte des Bischofs, nach der jeder Mensch seine Welt für sich hat', wandte sich Tre Case an mich, ‚Sie werden gewiß nicht behaupten wollen, daß eine andere Insel Capri sich Ihren Augen darbietet wie den meinigen. Auch Sie werden zugeben, daß sich das Bild des Golfes besser abrunden würde, wenn Capri mehr nach rechts gelegen wäre, woraus wieder mit Sicherheit hervorgeht, daß die ganze Landschaft nicht dem planvollen Walten einer Gottheit, sondern dem blinden Zufall ihr Dasein verdankt.'

‚Sie irren sich, verehrter Marchese' erwiderte ich, ‚ich habe die Gabe, auch in fremde Weltbühnen, die Sie so gelehrt als Monaden bezeichnen, hineinzusehen. Und ich kann das

Capri Ihrer Weltbühne, das ein gewandter Bühnenleiter sicher mehr nach rechts verschoben hätte, sehr genau von meinem Capri unterscheiden, das in seiner glanzvollen Schönheit genau an der richtigen Stelle liegt. Ihr Capri gleicht eher einem Baukastengebilde als einer natürlichen Schöpfung, wie es das meinige ist.

Aber sagen Sie mir bitte, was haben diese feinen schwarzen Striche zu bedeuten, welche die auf Ihrer Weltbühne eben aufgehenden Sterne miteinander verbinden?'

Tre Case wurde sichtlich verlegen: ‚Ich habe die Sterne auf unserem Himmelglobus so oft mit mathematischen Linien verbunden, um ihre Entfernung messen zu können, daß sie nun auch die wirklichen Sterne zu einem System verbinden. Aber woher können Sie das wissen?'

‚Das ist eben meine Gabe', lächelte ich, ‚und nun entschuldigen Sie sich beim Bischof und bei Leibniz, deren Sterne keineswegs in ein Netz schwarzer Fäden eingefangen sind. Aber ich sehe noch etwas Merkwürdiges. Diese ganze mathematisch zergliederte Welt wirkt wie eine bloße Übermalung einer anderen Welt, die viel schöner zu sein scheint und sicher die echte ist.'

Dabei schoß mir ein Gedanke durch den Kopf: ‚Sind Sie musikalisch?' fragte ich.

‚Er ist sogar ein berühmter Violinspieler', sagte der Bischof. ‚Erfreue uns, lieber Neffe, mit deiner Musik statt mit deiner verschrobenen Mathematik.'

Zögernd griff Tre Case nach einem länglichen Kasten und zog eine wundervolle Violine hervor, deren erste Töne bereits das Ohr gefangen nahmen.

Er begann zu spielen und verwandelte durch seine zauberhaft dahinrauschende Musik Meer und Inseln in ein Feenland von so berückender Schönheit, als sei die Welt soeben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen.
Als der letzte Geigenton verklungen war, rief ich begeistert aus: ‚Das ist Ihre wahre Welt, Marchese, und nicht diese abscheuliche mathematische Weltbühne.‘
‚Das hat Clarissa auch gesagt‘, erwiderte träumerisch Tre Case. ‚Und doch ist jener Himmel, den wir Astronomen beobachten und berechnen, der einzig wahre Himmel, der für alle Menschen gültig ist. In diesem Himmel gibt es nur mathematische Bindungen, aber keine musikalischen oder ästhetischen Gesetze, sonst wären die Sterne in Mustern gegliedert.
Wenn Sie mir ein einziges musikalisches Gesetz im Sternenraum nachweisen, so will ich an Gott glauben.
Bisher sehe ich nur Wirkungen, die aus Ursachen mechanischer Art herstammen, die letzten Endes in einem Chaos beginnen und in einem Chaos endigen werden.‘
Es war dunkel geworden, als wir an der Marina grande den Anker rasselnd herabfallen ließen. Fackelbeleuchtete Boote näherten sich dem Schiff, um uns ans Land zu bringen, das sich als mächtige, zackige Silhouette vom Himmel abhob.
Ich rief Leonilla, um unser Gepäck zu sammeln. Dabei hörte ich sie murmeln: ‚Und so was will Kuiwast sein.‘
Discopoli heißt das einzige Gasthaus auf Capri. Es ist auf der Südseite des Dorfes Capri gelegen. Klein ist es, aber sauber und hat einen herrlichen Blick auf das Meer. Nicht weit entfernt liegt das Kloster des heiligen Jakob, in dem der Bischof residiert.

Das Observatorium, in dem Tre Case und sein Freund hausen, liegt auf Anacapri, wohin man auf einer alten phönizischen Treppe von vielen hundert Stufen mühsam hinaufgelangt. Außerdem besitzt Tre Case ein kleines Haus am Meer unterhalb des Klosters sehr malerisch auf der ‚Löwenpranke' gelegen, einem Felsvorsprung, der wirklich einer mächtigen Löwentatze gleicht.

Die ersten Tage dienten dazu, mich in die ungewohnte Umgebung einzuleben. Die wilden Theaterkulissen, die die Insel dem Auge darbietet, gewinnen mit der Zeit einen intimen Reiz, der sich einschmeichelnd und ruhespendend über die Seele breitet und der meiner angegriffenen Gesundheit äußerst wohltätig war.

Hin und wieder besuchte mich Tre Case in meiner Einsamkeit. Er erzählte mir, Clarissa Rysoor habe das gleiche Zimmer bewohnt. Oft habe er sie an dem Schreibtisch getroffen, auf dem jetzt meine Bücher und Schreibsachen ausgebreitet waren.

Den Bischof sah ich selten, und St. Denis traf ich einmal in Anacapri, als ich mich in einer leichten Sänfte zum Observatorium hinauftragen ließ.

So durfte ich hoffen, die Tage auf Capri in ungestörter Ruhe an mir vorbeigleiten zu lassen, und nichts deutete auf die herannahende Katastrophe, die mich tief erschüttern sollte.

Eines Abends war ich friedvoll zu Bett gegangen und friedvoll eingeschlafen, als ich durch einen sanften Schein erweckt wurde, der das ganze Zimmer erhellte. Ich richtete mich im Bett auf und sah, daß der lichte Schein von einer weiß-

gekleideten Frauengestalt ausging, die am Schreibtisch saß und emsig schrieb. Ich hörte deutlich, wie der Gänsekiel leise kratzend über das Papier glitt.

Die Erscheinung hatte nichts Erschreckendes für mich. Ein hoheitsvolles Frauenantlitz neigte sich über das Papier, auf dem eine feingliedrige Hand große, starke Schriftzeichen entwarf. Das lange schmale Gesicht mit großen Zügen, mehr bedeutend als schön, schien in tiefes Nachdenken versunken. Dunkelblonde Locken fielen in reicher Fülle über die Schultern der Schreibenden herab.

Nach einer Weile erhob sich die Gestalt, faltete die Papiere sorgfältig zusammen und schob sie in eine schmale Schiebelade, die ich bisher nicht bemerkt hatte. Dann wandte sie sich schweigend nach mir um, sah mich mit ihren graublauen Augen ernst, aber freundlich an und glitt leise aus dem Zimmer. Es wurde wieder dunkel, und nur ein schwacher Streif des Mondlichtes lag auf dem Schreibtisch.

Ich schlief gleich darauf ein und erwachte erst, da heller Sonnenschein die freundliche Terrasse des Gasthauses erhellte.

Ich sprang aus dem Bett, lief zum Schreibtisch hin, suchte und fand die geheime Schublade. In ihr lag wahrhaftig ein Brief Clarissas, den sie vor ihrem Tode ihrem Bräutigam geschrieben, aber nicht abgesandt hatte.

Tre Case hat mir dann den Brief zum Abschreiben überlassen, und wenn Leonilla für ausreichende Beleuchtung sorgt, will ich ihn euch in deutscher Übersetzung vorlesen."

„Leonilla, Leonilla", rief Louise, „bringe doch die schöne römische Lampe her. Die kümmerliche Mondsichel, die dazu

im Untergehen begriffen ist, genügt nicht, um meine krausen Schriftzüge zu entziffern."

Leonilla erschien mit einer klassisch geformten Lampe, die aus drei Öffnungen weiße Flammen emporsandte, welche in der stillen Nachtluft nur leise flackerten.

Im blassen Schein der Öllampe erschien Louisens Gesicht noch durchsichtiger, als sie sich über die dichtbeschriebenen weißen Blätter beugte.

„Es sind dies hier Clarissas Worte, kurz vor ihrem Tode geschrieben, aber doch zu einer Zeit, da ihr das nahe Ende noch unbekannt war. Der Brief ist überschrieben ‚Caro mio ben', das ich als ‚Mein Liebling' übersetzen möchte.

‚Daß Du ein Wahrheitssuchender bist, weiß ich, und weil Du mit Deiner ganzen, heißen, stolzen Seele dem ewigen Ziel zustrebst, darum liebe ich Dich ja. Aber warum mußt Du die Wahrheit in weiter Ferne suchen – in den Sternen? Dein Streben, in den Sternen Dein Heil zu finden, ist fast kränkend für mich.

Hast Du die Zeiten vergessen, als wir gemeinsam zum Geburtstag Deiner Schwester auf Bosco Tre Case die alten Kinderreime für das Klavichord zu instrumentieren suchten?

‚Als Noah aus der Arche war,
Schickt er die Tiere Paar um Paar
Zweisam in alle Welt hinein,
Das Löwenpaar – die Stachelschwein'.

Drum woll'n wir alle zweisam sein
Wie Löwenpaar und Stachelschwein'.'

Dann sandte Noah die Tiere weiter zweisam in die Welt

hinein wie Krötenpaar und Mäuselein, ferner wie Spatzenpaar und Heuschreck fein und so fort.
Aber der Kehrreim schloß immer wieder:

‚So woll'n wir alle zweisam sein,
Wie Löwenpaar und Stachelschwein'.'

Und dann nahmen wir uns wie die Kinder bei den Händen und tanzten lachend im Zimmer herum.
In diesen schönen Zeiten lehrtest Du mich beim Komponieren eines Duetts zum Punkt den Kontrapunkt suchen.
Ja, wurde es Dir damals nicht klar, daß wir selbst von Gott zu einem gemeinsamen Duett komponiert waren mit Punkt und Kontrapunkt, und daß diese Wahrheit uns näher lag als die Wahrheit der Sterne?
Später hat aber die Pariser Schule Dich zum Astronomen und Mechanisten gemacht. Eine Schule, die den abscheulichen ‚homme machine' erfunden hat.
Während der Zeit habe ich mich in die Lehren des großen Leibniz vertieft. Da wurde mir ganz klar, daß ein jeder Mensch in einer Seifenblase abgeschlossen lebt, die Leibniz mit dem gelehrt tuenden Wort ‚Monade' bezeichnete. Trotz ihrer Abgeschlossenheit sind die Seifenblasen zu Duetten, Terzetten, Quartetten usw. von Gott komponiert worden – was Leibniz prästabilierte Harmonie nannte.
In Neapel zeigte mir dann der berühmte Dr. Erhardt, wie Tiere und Pflanzen zueinander komponiert sind, was er ‚komplementär' nannte.
Nun finde ich überall Beweise für die prästabilierte Harmonie Gottes in der Natur.

Meine Heimat ist ein flaches Land, über das die Meereswinde ungehindert einherwehen. Diesen Winden wachsen Tausende von Windmühlen entgegen, die vom Winde getrieben das goldene Korn zu weißem Mehl vermahlen.
Aber neben den Windmühlen gedeihen unzählige Pusteblumen des gelben Löwenzahn, die ebenfalls für die Winde gebaut sind und ihre an leichten Windschirmen hängenden Samen weit über Land schicken. Auch sie sind zum Winde hinzukomponiert worden wie die Windmühlen. Ist dies nicht auch ein Beweis der ewigen Wahrheit, daß Gott hinter allen Dingen steht?
Ein neuer Beweis der gleichen Wahrheit ging leuchtend in mir auf, als ich einem großen Fest beiwohnte, das mein Onkel, der Bürgermeister von Amsterdam, den ausländischen Gästen der Stadt gab.
Der große Rathaussaal war zu einem Theater umgestaltet worden mit Sitzreihen und Logen. Es spielte eine englische Truppe das merkwürdige Drama von Shakespeare: Hamlet, Prinz von Dänemark.
Als ich kurz vor Beginn der Vorstellung die schöne, rot und gold ausgeschlagene Loge meines Onkels betrat, lag ein Zettel auf meinem Platz, darauf stand oben „Personen", und dann folgte eine Liste von Namen. Wie ein Blitz durchzuckte mich die Erkenntnis: Personen kommt von personnare und bedeutet die Durchtönten. Diese Leute, die im Stück auftreten: der König, die Königin, Ophelia und Prinz Hamlet, handelten nur scheinbar willkürlich. Sie waren in Wahrheit durchtönt vom Geiste Shakespeares. Das Liebesduett zwischen Hamlet und Ophelia, das Hamlet so jäh

zerriß, weil er einem einzigen Ziel nachjagte: den Tod seines Vaters zu rächen – ist wie das Haßduett zwischen Hamlet und dem König von Shakespeare komponiert. Ohne daß die Personen eine Ahnung davon haben, sind sie durchtönt von dem Geiste des großen Dichters. Eine jede Person glaubt ihr Leben auf ihrer eigenen Lebensbühne zu spielen, denn die Welt sieht für Ophelia ganz anders aus als für Hamlet oder gar für den König. Und trotzdem sind sie alle dank der vom Dichter prästabilierten Harmonie in einer großen Komposition verwoben, die sich vor unseren Augen abspielt.

Worin unterscheiden wir lebenden Menschen uns von den Personen auf der Bühne? Diese können nie erfahren, daß sie die Durchtönten vom Geiste eines Dichters sind. Wir aber können es wissen, daß wir alle, so verschieden wir auch sein mögen und in so mannigfaltigen Welten wir leben mögen, doch nichts anderes sind als die von Gott Durchtönten.

Ich war nach Beendigung des Stückes tief in Gedanken sitzengeblieben, als mich die Stimme meines Onkels aufschreckte: ‚Ein spanischer Grande, der Herzog von Alcantara, der Ehrengast unserer Stadt ist, bittet darum, sich dir vorstellen zu dürfen. Ich kenne aber dein Temperament und deinen Haß gegen alle Spanier, daß ich nicht weiß, wie die Begrüßung endigen wird.‘

‚Rufe ihn nur ruhig in die Loge‘, sagte ich. Und als der Herzog, schlank, schwarz und schweigend vor mir stand, ging ich auf ihn zu und reichte ihm die Hand: ‚Herzog‘, redete ich ihn an, ‚dies Schauspiel hat mich belehrt, daß wir alle

nur Personen auf der großen Weltbühne Gottes sind, und wenn es auch einen Krieg gesetzt hat zwischen Spanien und den Niederlanden, dürfen wir nicht vergessen, daß auch dieser Krieg aus der gleichen Feder stammt, die alle Weltgeschicke geschrieben hat.

Gott verlangt nicht, daß wir unseren gegenseitigen Haß, den uns unsere Rolle als Niederländer und Spanier vorschreibt, verleugnen sollen. Aber er lächelt uns zugleich zu: »Vergeßt nicht, daß eure Rollen letzten Endes aus dem gleichen Tintenfaß stammen.« Ich bitte um Ihren Arm, Herzog.'

Ich habe den unnahbaren Spanier bekehrt – Liebling – sollte es mir mit Dir nicht gelingen?

Am gleichen Abend hatte ich noch eine bedeutsame Begegnung. Ich war auf den Balkon des Rathauses hinausgetreten, um die frische Nachtluft einzuatmen, da sah ich einen schwarzbärtigen Mann in langem weißem Gewande an der Brüstung stehen, der andachtsvoll sein scharfgeschnittenes Antlitz den Sternen zugewandt hatte. Ich erkannte in ihm den Arzt der tunesischen Gesandtschaft, dessen Weisheit mir gerühmt worden war.

‚Sie wissen im Orient gewiß mehr von den Sternen als wir Europäer', redete ich ihn an. ‚Haben die Sterne wirklich eine Bedeutung für unser Leben, wie die Astrologen behaupten?'

Der Arzt verneigte sich tief: ‚Es geht bei uns eine uralte Sage: Bei Erschaffung der Welt habe Gott seine Gebote an die Menschheit mit Lichtzeichen an den Himmel geschrieben. Damals sprachen die Menschen alle die gleiche

Sprache und verstanden die Schriftzeichen Gottes. Seine Gebote standen allnächtlich leuchtend vor ihren Augen.
Das genügte den Menschen nicht, und sie beschlossen, einen Turm zu bauen, der bis an den Himmel reichte, um alle Geheimnisse Gottes zu erkunden. Da traf sie Gottes Zorn, er zerschmetterte den Turm und raubte den Menschen seine Sprache, die zugleich die Weltmusik war.
Seitdem stehen wir unwissend und in irgendwelcher irdischen Sprache stammelnd vor seiner ewigen Schrift, uns in Sehnsucht verzehrend, und können doch ihren erhabenen Sinn nicht fassen.'
Da dachte ich an Dich, Liebling, und sagte: ‚Unsere Astronomen glauben nicht, daß die Sterne Schriftzeichen sind, sondern halten sie für lichte Boote, die den unendlichen Raum durchfahren. Die Sternenbahnen und die Sterngeschwindigkeiten werden von den Astronomen sorgsam gemessen und errechnet. Ist es nicht zu befürchten, daß sie sich dadurch immer weiter vom göttlichen Sinn der Sterne entfernen?'
‚Nein', erwiderte der Orientale, ‚wenn sie recht messen und rechnen, werden sie auch auf diesem Wege dem Sinn der göttlichen Schöpfung näherkommen, denn Gott hat die Welt mit Hilfe der Schwingungen der Musik erschaffen.'
Der Gedanke, daß die Sterne ebenso von Gott durchtönt sind wie wir Menschen, war mir ein großer Trost. Dadurch wird auch unser Liebesduett zu einem holden Weltklang mit Punkt und Kontrapunkt.
In Gedanken küsse ich Deine Lippen, die Gott als Kontrapunkt zu den meinen erschaffen hat.

Deine Clarissa.'"

„Sobald ich mich vergewissert hatte, an wen der Liebesbrief gerichtet war", nahm Louise ihre Erzählung wieder auf, „faltete ich die Blätter sorgfältig zusammen, umschloß sie mit einem roten Bande und machte mich auf den Weg zu dem Ort, an dem ich den Marchese treffen mußte.

Auf dem Höhenrücken, der Capri mit dem steil aufragenden Anacapri verbindet, liegt der Friedhof, von dem aus der Blick frei über beide Meere schweifen kann. Dort betten die Capresen ihre Toten, damit sie von allen Seiten der blauen Ewigkeit nahe sind.

Hier fand ich Tre Case nahe dem Stein, der seinen Lebensfrühling überdeckte. Ich reichte ihm stumm die Blätter, die er mit fiebernden Wangen las. Dann reichte er sie mir zurück: ‚Lesen Sie selbst Clarissas liebe Worte. Neben meiner Liebe zu ihr war meine Rückkehr zu Gott ihre tiefste Sorge. Aber der Wink, den dieser Brief enthält, soll mir Ansporn sein, nochmals die Sterne zu befragen. Ich gehe sofort an die Arbeit.' Damit erhob er sich, während ich mit Tränen der Rührung mich in die Schriftzüge der nächtlichen Gestalt vertiefte.

Etwa eine Woche verging, da ward ich wieder in der Nacht durch die Erscheinung der holden Schreiberin geweckt. Wieder kratzte die Feder leise über das raschelnde Papier, wieder erhob sich die Gestalt und verbarg das Geschriebene in einem geheimen Fach und verschwand.

Am anderen Morgen fand ich nach einigem Suchen den Brief, der diesmal im vollen Bewußtsein des nahen Todes geschrieben war.

Der Brief lautete:

‚Mein armer Liebling!
Wenn Du in Capri an Land steigst, wird keine Braut am Ufer stehn, um Dich zu empfangen. Unter den Zypressen des Friedhofs wirst Du einen weißen Stein finden, auf dem steht: Clarissa Rysoor. Dort sollst Du im lichten Schatten eines Ölbaumes Dich niederlassen und diese Zeilen lesen.
Seitdem gestern mein rotes Blut aus der Lunge unaufhaltsam emporströmte, weiß ich, daß mein Körper nur die Schale ist, aus der mein Geist als reifgewordener Kern sich befreien muß. Aber es ist so schwer, den warmen Körper, in dem der Geist Gestalt gewann, zu verlassen, um mit dem hüllenlosen Geist die ersten Schritte in das Körperlose zu tun. Fremd und kalt deucht mich dies neue Land – und doch war dies Land einst meine Heimat, in die ich nach langer Wanderung zurückkehre.
Eigentlich sollte ich mich freuen, denn dies neue Land ist der Garten Gottes und birgt in sich die Gestade der Seligkeit. Aber ich will ihn nicht ohne Dich betreten. Ich will an der Pforte ausharren und warten, bis ich Deinen leichten, schnellen Schritt vernehme, den ich so gut kenne.
Wenn Du darum bittest, komme ich Dir in das irdische Land entgegen, um Dich zu holen, denn das Ende Deines Lebens ist nahe, und meine Sehnsucht ist groß.
Deine Clarissa.‘“
Sorgsam löschte Louise die drei Flammen aus und schaute träumerisch in die Sternennacht hinaus. Bald begann sie von neuem:
„Wieder trug ich den Brief Clarissas zum Friedhof, wo Tre Case die Abschiedsworte seiner Braut in stiller Fassung las.

Er erschien mir sonderbar verändert. Ein glückhaftes Leuchten schien von ihm auszugehen. ‚Clarissa hat gesiegt', sagte er endlich. ‚Das musikalische Gesetz der Sternenwelt habe ich gefunden, das mich nicht daran zweifeln läßt, daß im Sternenheer eine musikalische Komposition verborgen ist. Ich habe von der Sonne ausgehend eine Linie in den Weltraum gezogen und auf ihr die Entfernung der einzelnen Planeten eingetragen und darauf nicht den Mathematiker, sondern den Musiker in mir gefragt, was diese Abstände bedeuten könnten. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Diese Abstände sind die Intervalle vom Grundton zur Oktave, zur Septime, zur Sexte, zur Quinte usw. Was für unser Sonnensystem gilt, wird auch für die Fixsterne und ihre Planeten gelten. Ich hatte nicht übel Lust, den Himmel als Notenblatt zu behandeln, um endlich mit der Erforschung der Sternenbahnen als Melodien Gottes zu beginnen. Aber ich weiß, meine persönliche Sternenuhr ist abgelaufen, mein Leben ist vollendet und zum Schluß noch in ungeahnter Weise gekrönt worden. Den Lorbeerkranz wird mir meine engelhafte Braut selbst auf die Stirne drücken. Der Abschied von hier fällt mir nicht schwer. Sie werden mich verstehen, hellsichtige junge Freundin, und mir ihren Segen mit auf die Reise geben.'

Freundlich drückte er mir beide Hände, dann schritt er hinab in sein kleines Haus am Meer.

Noch einmal besuchte er mich. Er brachte mir Clarissas Briefe und bat mich, dieselben nach seinem Tode seiner Mutter nach Bosco Tre Case zu senden. Selbstverständlich dürfe ich Abschrift von ihnen nehmen.

Am Abend des gleichen Tages ließ sich St. Denis bei mir melden. Er war beunruhigt durch das veränderte Wesen seines Freundes, der das Observatorium verlassen hatte, um unten am Strande der Löwenpranke ein Boot herzurichten. Heute abend solle die große Fahrt beginnen, hatte er St. Denis zugerufen. Von den Gärten des Augustus aus könne man die Abfahrt beobachten.

Obgleich ich auf einen baldigen Abschluß des Lebensdramas unseres Freundes vorbereitet war, bewegte mich die Nachricht tief.

Wir beschlossen, den Bischof abzuholen. Bald saßen wir drei auf Felstrümmern, die einst zum Palast des großen Kaisers gehört hatten, und schauten hinab nach der Meeresbucht, in die die Löwenpranke drohend hineinragte.

Unvergeßlich wird mir die Farbenpracht dieses Sonnenuntergangs sein. Die mächtigen Felsklippen der Faraglioni lösten sich im Abendlicht auf und schienen in das weißblaue Meer hinausschweben zu wollen.

Aber das wahre Wunder entfaltete sich vor meinen Augen, als die Nacht herabsank, als die großen Sternbilder vom lichten Sterngewimmel der Milchstraße überzogen wurden und nun wie Diamanten in einem riesigen Spinnennetz hingen. Aber die Fäden des Netzes glichen zugleich den Linien eines Notenblattes, an denen die Sterne hafteten wie Noten an einer riesigen Partitur. Der Traum Tre Cases schien sich zu erfüllen.

Da rief der Bischof: ‚Dort kommen sie.' Und wahrhaftig, über den dunklen Wogen schwebte eine leichte Barke. In ihr stand eine leuchtende Frauengestalt, die in den Händen

goldene Schnüre hielt, die bis zum himmlischen Netz reichten.

Nun löste sich eine zweite Barke vom Ufer ab, und wir erkannten deutlich, daß es Tre Case war, der das Ruder führte.

Langsam zog sich das himmlische Spinnennetz um Tre Case zusammen, als wolle die feenhafte Fischerin ihre Beute fangen.

Da erschütterte ein donnerähnlicher Laut die Luft. Die weitvorspringende Felsenkuppe dicht über der Löwenpranke löste sich vom Ufergestein und stürzte laut klatschend ins Meer. Eine gewaltige Wassersäule schoß empor, Haus, Hafen und Boot in ihrem Gischt begrabend.

Wir waren alle von den Sitzen gesprungen und starrten entsetzt in die Tiefe. Aber dort war außer einem wilden Wellengewoge nichts zu sehen, und jeder Weg an das Meeresufer war uns abgeschnitten.

Kaum wagte ich es, den Blick zum Himmel zu erheben, aus Angst dort eine leere Wand zu sehen, aber meine Sterne funkelten droben in alter Pracht.

Am anderen Tage bargen die Fischer den entseelten Körper Tre Cases. Ein Lorbeerkranz war um sein Haupt geschlungen.

Neben Clarissas Grab wurde Tre Case in aller Feierlichkeit beigesetzt. Der Bischof in vollem Ornate segnete die im Tode Vereinten.

Alle Bauern und Fischer mit Frauen und Kindern nahmen an der Feier teil. In ihren bunten Kleidern verwandelten sie den ernsten Friedhof in eine blumige Wiese. Und wie

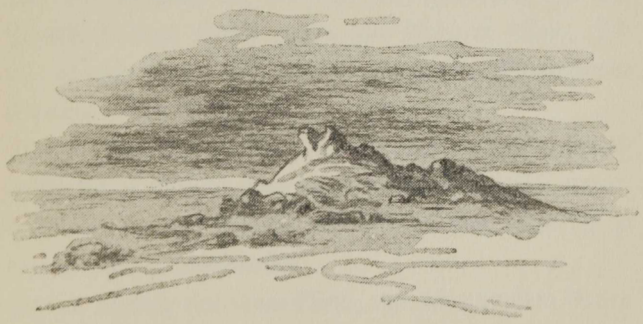
ein tausendstimmiger Vogelgesang stieg der Ambrosianische Gesang: Te Deum laudamus zum Himmel empor."

Schnell wandte sich nun Louise zum Spinett, griff die ersten Akkorde und stimmte selbst mit ihrem wundervollen Alt das Tedeum an, in das die hellen Stimmen der beiden Schwestern einfielen.

Als sie geendet hatten, ließ sich die ärgerliche Stimme Leonillas vernehmen: „Fräulein Louise sollte längst im Bett sein. Und was sollen die Leute denken, wenn die Fräuleins solche Lieder singen."

„Aber Leonilla", sagte Louise, „es war doch ein frommes Lied."

„Vielleicht ein frommes Lied", erwiderte Leonilla, „aber in einer sündigen Sprache."



I

Dorotheas Stimme klang anfangs verschleiert und erlangte erst allmählich ihre jugendliche Klangschönheit wieder.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier,
Wie Schatten auf den Wellen schweben
Und schwinden wir.
Wir messen unsre kargen Schritte
Nach Raum und Zeit
Und sind und wissen's nicht
In Mitte der Ewigkeit.

Merkwürdig weiß schimmerten ihre großen, geraden Hände, die aus den breiten, schwarzen Ärmeln hervortauchten, während sie mit Sicherheit über die Tasten des Klaviers hinwegglitten.

Dorothea erhob sich in ruhiger Würde vom Klavier und schaute fragend nach ihrem Zuhörer hinüber. Ihre hohe Gestalt war im Alter ein wenig zu stark geworden, und ihre ehemals blonden Haare waren von silbrigem Glanz. Sie war in tiefe Trauer gekleidet mit der spitzen Witwenhaube auf dem vollen Haar.

Ihr Zuhörer war der alte Propst Harten. Sein scharfgeschnittenes Gesicht trug den rötlichen Schimmer unverbrauchter Jugend, während sein schneeweißes Haar bis zu den Schultern herabwallte.

Harten schwieg eine lange Weile, und seine dunklen blauen

Augen ruhten nachdenklich im Anblick des Gartens, der in den letzten Herbstfarben leuchtete.

Das große Zimmer, dessen Südseite mit fünf Fenstern nach dem Garten schaute, war ringsum an den Wänden mit Alfresko-Malereien geschmückt, die, in ruhigen Farben gehalten, den Raum in wohltuender Weise erweiterten.

„Gewährt Ihnen dies Lied Trost?" fragte Harten mit einem Ton wohltuender Wärme. „Ja", sagte Dorothea, „Worte und Ton bringen mir außer ihrer Schönheit auch noch einen vollen Strauß liebevoller Erinnerungen. Herder, den eine tiefe Freundschaft mit Louise verband, hat ihr diese Worte als Nachklang langer Gespräche ins Stammbuch geschrieben. Und sie hat den Worten des Freundes noch ein Jahr vor ihrem Tode die warmen Töne verliehen. Ich habe dies Lied meinem gütigen Manne in seiner Todesstunde vorsingen müssen, und er ist lächelnd entschlafen."

„Singen Sie mir noch als Trost ein Lied Ihres Sohnes vor, der dem Vater so bald folgen sollte", bat Harten. „Ich werde den Schmerz um diesen meinen liebsten Schüler nie ganz überwinden. Er war zugleich Poet und Musiker von großer Begabung."

Dorothea, die, in einen schwarzen Schal gehüllt, neben dem großen, weißen holländischen Kachelofen Platz genommen hatte, erhob sich, setzte sich wieder ans Klavier und begann:

Kommst du wiederum gezogen
In dem lichten Kahn,
Wieder dürfen unsere Herzen,
Himmlische, dir nah'n.

Was an hohen Himmelsgaben
Sich den Göttern beut,
Liegt durch deine milde Güte
Ringsumher verstreut.

Drum gießt aus die vollen Herzen,
Die von Träumen schwer,
Füllt sie bis zum Überquellen
Mit dem Glanz umher.

„Sie sehen", sagte Dorothea, „daß mein Sohn, während die ganze Familie für Schiller schwärmte, ganz unter dem Einfluß Goethes stand. Dies Lied ist nur ein Nachklang Goethescher Lyrik.

Und auch sonst folgte er Goethes Spur. Nachdem er die Metamorphose der Pflanzen gelesen, wurde er zum eifrigen Botaniker. Die Zimmer hier räumte er aus, um auf langen Tischen in mehreren Reihen Blumentöpfe aufzustellen, in denen er die keimenden und wachsenden Pflanzen beobachtete. Er pflegte zu sagen, das Samenkorn enthalte zwei ganz verschiedene Naturgewalten, den Auftraggeber und den Auftragerfüller.

Am Anfang werde bloß der Auftrag Wurzel und Stamm erteilt, dann aber jeder Knospe ein neuer Auftrag, den sie zu erfüllen habe. Auch wir geben dem Schuster den Auftrag, ein Paar Stiefel zu machen und dem Schneider einen neuen Anzug. Aber der Schuster sei unfähig, einen Anzug zu verfertigen und der Schneider ein Paar Stiefel. Die Knospen aber könnten jeden Auftrag erfüllen, der ihnen gegeben würde."

„Ja", fiel Harten lebhaft ein, „ich entsinne mich wohl, wie er seine merkwürdige Ansicht zu begründen suchte. Auf der einen Seite hatte er lauter verschiedene Pfropflinge aufgestellt und auf der anderen Pflanzen mit Gallen.
Es käme nur darauf an, mit dem Auftraggeber in der Natur in Beziehung zu treten. Sie selbst sei fähig, die wunderlichsten Aufträge auszuführen.
Eines habe ich nie verstanden, daß Ihr Sohn, der so begeistert seine Naturstudien trieb, ohne jede Widerrede dem Wunsch des Vaters nachgab und Soldat wurde."
„Sie dürfen nicht vergessen", lächelte müde Dorothea, „daß er im Vater seinen Auftraggeber anerkannte. Der Vater hatte ohne Widerspruch die botanische Spielerei des Sohnes geduldet, obgleich ihm dessen philosophische Spekulationen fern lagen. Der Ruhm des Namens Helwig, des Süddeutschen Schill, der mit seinen hessischen Bauern ein von den Franzosen gefangenes preußisches Regiment befreite, lag dem Vater mehr am Herzen als die Belustigungen des Sohnes. Der Name Helwig sollte durch Thure, der von beiden Seiten ein Helwig war, auch in der russischen Armee zu Glanz und Ansehen gelangen.
Und der Sohn? Fürst Meschtschtefki, der mir die Trauerbotschaft überbrachte, konnte sich nicht genug tun, die militärischen Fähigkeiten unseres lieben Jungen zu preisen. Es scheint, daß sein bildsamer Verstand jeder Aufgabe, die man ihm stellte, gewachsen war."
„So erhielten Sie", fragte Harten, „durch den Fürsten die erste Nachricht von dem Unglück, das unseren lieben Thure betroffen?"

„Ja, und in allen Einzelheiten. Der Großfürst, der Chef des Regiments, hatte die Güte, sich eingehend für das Duell zu interessieren und befahl seinem persönlichen Adjutanten, sofort mit Kurierpost zu mir zu eilen und mir seine Teilnahme und die Trauer des Regiments mitzuteilen."

„Wenn es Sie nicht zu sehr angreift", bat Harten, „so möchte ich wohl den ganzen Verlauf der Tragödie kennenlernen."

„Mein Sohn", begann Dorothea, „hatte sich schon bei Lebzeiten seines Vaters mit der schönen Tochter des Pelzhändlers Alexander Petrow verlobt. Ohne Erlaubnis der Eltern ist, wie Sie wissen, die Verlobung eines Edelmannes mit einer Bürgerlichen in Rußland ungültig.

Thure eilte hierher, um die Erlaubnis zu erhalten. Hier fand er den Vater sterbend, der ihm jedoch die Erlaubnis zur Verlobung gab. Thure pflegte den Vater bis zum Tode und mußte darauf die Güter übernehmen. Er schrieb öfter an seine Braut, erhielt aber keine Antwort, was er auf die Unruhen in Ingermanland schob. Schließlich konnte er abreisen. Er war aber vor seiner Abreise von einer sonderbaren Unruhe ergriffen. Sie wissen, daß er, wenn auch im geringeren Grade als Louise, die Anlage zum Hellsehen ererbt hatte.

Ich drang in ihn, mir zu sagen, was er befürchte. Er sagte, er wisse es selbst nicht genau, er glaube aber, daß seine beiden Schwäger, die eine Verbindung der Schwester mit einem Adligen nicht billigten, etwas Böses gegen ihn im Schilde führten.

Er riß sich von mir los und reiste mit Extrapost nach Peters-

burg. Tief in der Nacht traf er in seinem Quartier ein und legte sich sogleich ins Bett, da er seine Braut nicht mehr benachrichtigen konnte.

Am Morgen erwachte er durch einen fürchterlichen Lärm. Sein jüngerer Schwager, der im gleichen Regiment als Rittmeister diente, stürzte in sein Schlafzimmer und brüllte ihn an, er sei wie alle Adligen ein elender Mädchenverführer, der nicht daran dächte, eine Bürgerliche zu heiraten, und damit schlug er Thure mit der Reitpeitsche quer über das Gesicht. Nach zwei Stunden war alles aus. Thure hatte geschwiegen und nur zwei Freunde zu Sekundanten erbeten. Beim Duell schoß er in die Luft. Sein Schwager aber schoß ihn durch die Lunge. Als Thure verblutend am Boden lag, sagte er noch deutlich die Worte: ‚Gott ist mein Hilf, klein ist dein Gewinn.' Damit hauchte er seine liebe Seele aus.

In seinem Uniformrock steckte die mit Blut befleckte Urkunde, in der sein Vater die Einwilligung zur Vermählung seines Sohnes mit Jelisabetta Alexandrowna Petrow erteilte.

Noch am gleichen Nachmittag, berichtete mir Fürst Meschtschetski, habe das versammelte Offizierkorps einstimmig beschlossen, den Rittmeister Simeon Alexandrowitsch Petrow aus der Kaiserlich Russischen Armee auszustoßen. Simeon reiste am nächsten Tage nach Sibirien ab.

Auf Befehl des Großfürsten wurde der Leichnam meines lieben Sohnes einbalsamiert und auf Regimentskosten nach Werder überführt, wo Sie, lieber Propst, die Beisetzung in der Familiengruft auf der Insel Pucht durch eine hinreißende Predigt verschönten."

„Ich weiß wohl, was ich damals gesagt habe. Ich suchte Sie zu überzeugen, daß der Tod keineswegs, wie es den Anschein hat, das Ende des Lebens bedeutet, sondern daß er nur der Rahmen ist, der mit der Geburt gemeinsam das Bild eines geliebten Lebens umschließt. Das wirkliche Ende eines Lebens ist immer seine Vollendung, die sich unsichtbar für unsere kurzsichtigen Augen vollzieht.

Was mich zu dieser Überzeugung gebracht hat, ist ein Traum, der mir aber so heilig ist, daß ich ihn nicht vor der großen Menschenmenge am Grabe enthüllen konnte.

Ihnen, liebe Freundin, will ich den Traum, der ein Teil meines Lebens geworden ist, erzählen. Meine heißgeliebte Frau war bei der Geburt ihres ersten Kindes gestorben, und nun lag sie aufgebahrt, ihr totes Söhnchen im Arm, im weißen Sterbekleid vor mir, umschlossen von den schwarzen Brettern des Sarges. Zwei holde Engel von überirdischer Schönheit.

Ich hatte alle Leute fortgeschickt und lag auf den Knien mit gefalteten Händen am Sarge.

Das Gebet nahm mich mit: ich stand plötzlich in einem Rosengarten von unerhörter Pracht und Schönheit. Eine unbeschreibliche Fülle von Rosen, schwarz, dunkelrot, rosa, weiß und gelb, umblühte und umduftete mich. Ich hielt eine Rosenschere in der Hand, um mir einen Strauß zu pflücken. Da standen sie vor mir, die zarten Knospen, die fast erblühten, die in voller Pracht strahlenden, auch solche Rosen, die ihre Blätter leise fallen ließen, und schließlich die roten Hagebutten, die Früchte der Rosen.

Dicht vor mir stand sie, die junge Rose – ach, über allem was da blüht, war ihre Blüte wonnevoll.

Sie mußte ich pflücken. Aber als ich meine Schere erhob, stand ein Engel neben mir und fragte mich mit ernster Stimme: ‚Warum willst du dies junge Leben vernichten?'
‚Ich will doch keine Hagebutten sammeln', wehrte ich ihn ab.
‚Das will Gott auch nicht', war seine Antwort. ‚Ihr werdet bei der Geburt in die Natur hineinversetzt und habt aus ihr heraus den Weg zu Gott zu finden. Der Weg mag kurz oder lang sein, aber der Tod ist immer die Lese Gottes.'
Der Rosengarten entschwand, und ich lag da im Anblick zweier Rosenknospen, die Gott soeben gepflückt hatte. Aber ich wußte, Seelenfrucht ist mehr als Körperfrucht."
Harten, der am wärmenden holländischen Ofen nahe dem Klavier gestanden hatte, setzte sich nun auf einen Stuhl nahe dem Fenster. Dorothea erhob sich vom Klavier, drückte Harten warm die Hand und setzte sich neben ihn.
„Ich danke Ihnen, lieber Freund", sagte sie. „Ich habe nicht mit Gott gehadert, weder als er mir den Gatten nahm, noch als er mir den einzigen geliebten Sohn entriß. Aber da ist ein dunkler Punkt im ganzen schmerzvollen Geschehnis, den ich nicht aufzuklären vermag und der mich dauernd beunruhigt.
Warum hat Thure nicht gesprochen, als sein Schwager ihn so gröblich beleidigte. Er hatte doch das Dokument bei sich, mit dem er den elenden Verleumder auf die Knie zwingen konnte. Dann wäre es nie zu dem unseligen Duell gekommen. Thures Kameraden meinten, sein soldatisches Ehrgefühl habe es ihm verboten, nach der tödlichen Beleidigung nach einem friedlichen Ausweg zu suchen.

Aber das kann nicht der Grund gewesen sein. Die reine Kindesseele lag offen vor mir da. Gewiß hatte er eine sehr hohe Achtung vor der Ehre, aber er wußte, daß sie eine Äußerlichkeit ist, die gegen das reine menschliche Gefühl zurückzutreten hat. Und dieses hätte ihm befehlen müssen, weder sich selbst noch vor allem seine Braut in die Katastrophe eines Duells auf Tod und Leben mit ihrem leiblichen Bruder hineinzuziehen.

Vielleicht werde ich noch heute die Aufklärung über den wirklichen Kern jenes Geschehens erhalten. Durch Jelisabetta Petrow selbst, die ich stündlich erwarte. Es ist ein wahrer Freundschaftsdienst, zu dem Sie sich bereit erklärt haben, der ersten Aussprache mit der Braut meines Sohnes beizuwohnen."

„Und Sie haben das Lieblingszimmer Ihres Sohnes erwählt, damit sich in ihm die denkwürdige Szene abspielen soll?"

„Ja", sagte Dorothea, „ich hoffe, daß gerade hier, wo sein sanftmütiger Geist mich umweht, er mir auch die rechten Worte auf die Zunge legen wird."

„Das Zimmer", erwiderte Harten, „erinnert mich viel lebhafter an Ihren Vater, der keineswegs sanftmütig, aber klug und originell war.

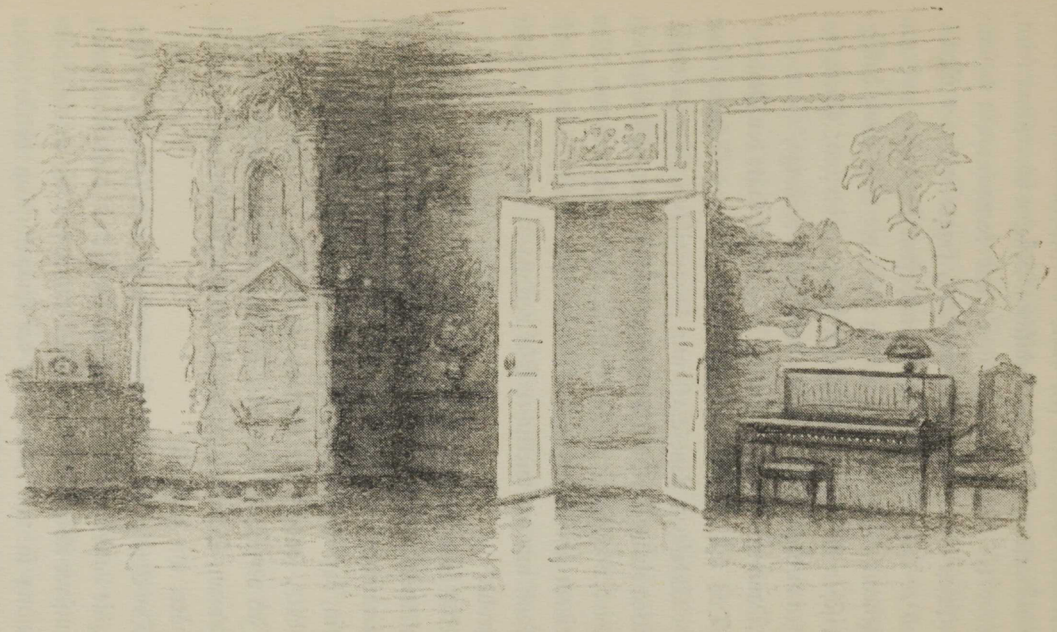
Ich hatte damals die Ehre, als Hauslehrer der drei schönen Töchter Helwig angestellt zu sein. Und obwohl ich noch jung war, legte Ihr Vater ein besonderes Wohlwollen für mich an den Tag und unterhielt sich gerne mit mir.

‚Dies Zimmer hier', sagte er mir, ‚habe ich von einem talentvollen Maler zu Ehren Kants und Hollands mit Land-

schaften versehen lassen. Daß diese Wände eine holländische Stimmung wiedergeben, sieht jeder Mensch. Aber nur die Stimmung von ganz Holland, nicht eine bestimmte holländische Landschaft. Um eine bestimmte holländische Landschaft zu malen, bedarf das Bild immer eines Rahmens, der es von unserem täglichen Leben ausschließt. Dadurch wird das Bild zu einem Fenster, durch das wir in eine Phantasiewelt hineinschauen. Denken wir uns den Rahmen weg, so überwuchert diese Phantasiewelt unsere tägliche Welt, indem sie von allen Seiten auf uns eindringt. Das wäre höchst ungemütlich. Denken Sie, wir stünden vor einem Bilde, das eine Schlacht darstellt, ohne Rahmen wären wir sofort in das Schlachtgetümmel verwickelt. Aber auch eine sanfte holländische Landschaft, die um uns herumwüchse, wäre keineswegs gemütlich, denn wir würden sofort daran denken müssen, daß wir uns mit den Menschen an den Wänden nicht verständigen könnten, und mit Schrecken würde es uns einfallen, daß wir keinen einzigen holländischen Gulden in der Tasche haben.

Auch würden wir uns ärgern, daß der Esel, den wir hier zur Mühle traben sehen, auch nach einer halben Stunde nicht angekommen wäre, was wir von jedem Esel, der sich in unsere tägliche Wirklichkeit eindrängte, mit Recht verlangen dürfen.

Nachdem ich den Maler, der selbst ein Holländer war, überzeugt hatte, daß er kein Porträt einer bestimmten Landschaft malen dürfe, sondern nur eine Gegend, die von beliebigen holländischen Hügeln umsäumt sei, von beliebigen holländischen Bäumen bestanden und mit beliebigen holländischen



Mühlen geschmückt sei, durch die sich holländische Bäche schlängelten, die von holländischen Brücken überspannt seien, über die holländische Männer mit kornbeladenen holländischen Eseln zur Mühle schritten, fragte mich der Maler, ob er alle individuellen Eigenschaften weglassen und nur generelle Eigenschaften malen solle, die aber einen holländischen Lokalton besäßen. Da erwiderte ich ihm: ‚Sie haben genau das erfaßt, was ich von Ihnen verlange.'

‚Dann wird es gar kein wirkliches Bild', sagte der Maler.

‚Das soll es auch nicht, sondern nur das Schema einer holländischen Landschaft mit schematischen Figuren darin. Von einem Esel, der in einen wirklichen Raum hineingemalt wird, verlangt jeder, daß er im Raum vorwärts komme. Von einem schematischen Esel in einer schematischen Landschaft kann nur ein wirklicher Esel verlangen, daß er zur Mühle trabe.'

Und dann setzte ich dem Maler die Lehre Kants vom Schematismus auseinander, die Bild und Begriff miteinander verbindet, wovon er nicht ein Wort verstand. Aber er sah ein, daß es eine große Ehre für ihn sei, das erstemal nicht ein Bild, sondern ein Schema zu malen.

Ich verschwieg ihm, daß alle kleinen Kinder erst damit beginnen, Schemata zu malen, ehe ein Bild daraus wird. Das hätte ihn gekränkt.'

Der Erfolg hat Ihrem Vater recht gegeben", schloß Harten, „die Landschaft an den Wänden wirkt nicht als Konkurrenz unserer Wirklichkeit, ruft aber immer von neuem die Stimmung in uns hervor, die der sympathischen holländischen Landschaft eigen ist."

„Trotz der sympathischen Stimmung dieses Zimmers", erwiderte Dorothea, „hat sich hier doch die Szene abgespielt, die zur Trennung meiner Eltern führte. Mama hat mir häufig mit Empörung darüber berichtet, während mein Vater immer nur sagte: Mama habe einen Scherz mißverstanden."

„Da ich selbst Zeuge dieser Szene war", lächelte Harten, „kann ich Ihnen Genaueres darüber berichten. Ihre Eltern waren ein sehr ungleiches Paar. Ihr Vater mit seiner gedrungenen Gestalt war ein Riese an Kräften, dabei gutmütig und klug. Aber er war der spitzen, schnellen Zunge Ihrer lebhaften, kleinen Mutter nicht gewachsen. Wenn dies zierliche Porzellanfigürchen, das leicht wie ein Federchen war, vor ihm stand und in ihn hineinredete, wußte er sich nicht anders zu helfen, als sie um die Taille zu fassen, emporzuheben und sie auf einen Schrank zu setzen, von dem sie nicht herabspringen konnte.

Ich habe öfter Ihre Frau Mutter aus ihrer Zwangslage befreit. Es entbehrte nicht der Komik, sie hilflos auf einem Schrank sitzen zu sehen und eine Flut von Anklagen gegen den Gatten ausstoßen zu hören, der längst das Zimmer verlassen hatte.

Ihr Vater war gastfrei und liebte nichts mehr, als bei einem Glase Wein mit Freunden Stunde um Stunde zu verplaudern.

Ihre Frau Mutter hingegen war von einer krankhaften Sparsamkeit und beschuldigte ihren Gatten, daß er seine Familie dem Ruin zuführe – wozu wirklich kein Anlaß war.

Dies mußte zum Konflikt führen. Eines Tages hatte Ihr Vater eine Gesellschaft ihm bekannter Oesulaner, ich glaube

es waren Ekesparres und Stackelbergs, im Hafen von Werder aufgetrieben, die dort auf das verspätete Segelboot warteten, das sie nach Kuiwst bringen sollte. Da es recht windig war und die Oeseler Damen nicht seefest waren, lud Ihr Vater sie ein, in Werder besseres Wetter abzuwarten und bei ihm einzukehren.

Er hatte aber die Rechnung ohne seine sparsame Gattin gemacht. Diese, anstatt die Gäste zu begrüßen, hatte sich hier oben auf die Silberkiste gesetzt und alle Schlüssel in die Tasche gesteckt, die sie nicht herausgeben wollte. Ihr Vater wandte sein bewährtes Mittel an, faßte sie um die Taille, aber setzte sie nicht auf einen Schrank, sondern hielt sie freischwebend zum Fenster hinaus, während die Gäste im Garten lustwandelten.

Nun gab zwar Ihre Mutter die Schlüssel heraus, ließ aber sogleich anspannen und fuhr auf ihr eigenes, am Kasargenfluß gelegenes Landgut hinaus, von dem sie nie wieder zurückkam. Die Nähe von Werder gestattete ihr, ihre Töchter häufig zu sehen, aber dem Gatten hatte sie nie wieder begegnen wollen."

„Ich entsinne mich sehr genau dieser Besuche bei Mama", sagte Dorothea, „die ich immer gern hinausschob, denn die dauernden Ermahnungen Mamas belästigten mich. Wir waren durch das fröhliche Leben und Lebenlassen bei Papa, den wir vergötterten, viel zu verwöhnt, um die Moralpredigten Mamas zu schätzen.

Dabei lernten wir ihren schwierigen Charakter gründlich kennen. Sie hatte eine rührende Gesellschafterin bei sich, eine Französin mit Namen Mademoiselle Adèle Rubin, die

sie den ganzen lieben langen Tag herumkommandierte. Adèle Rubin ließ sich alles gefallen, bis auf einen Punkt. Wenn man Napoleon angriff, wurde sie rabiat. Der Kaiser war ihr Abgott, den jeder bewundern mußte.

Ich entsinne mich einer Ausfahrt im geschlossenen Wagen, als Adèle auf einen giftigen Angriff gegen den Kaiser in Zorn geriet und meiner Mutter vorwarf, daß sie kein Verständnis für menschliche Größe habe und kein Herz für Seelenadel.

Der Wagen durchfuhr gerade die Furt des Flusses, da ließ meine Mutter den Wagen halten und rief dem Diener zu: ‚Johann, öffne die Wagentür, das Fräulein will aussteigen.' Und wahrhaftig, Adèle wurde gezwungen auszusteigen, ihre Röcke zu heben und bis an die Knie im Wasser durch den Fluß zu waten."

„Reiste Mademoiselle daraufhin ab?" fragte Harten.

„O nein", sagte Dorothea, „wohin hätte dies arme verflogene Vögelchen wohl reisen sollen, ohne alle Mittel und ohne Freunde? Außerdem war sie, glaube ich, stolz darauf, daß sie, die immer bereit war, für ihren Kaiser durch Feuer und Wasser zu gehen, wenigstens durchs Wasser für ihn gegangen war."

Eine Flutwelle goldenen Lichtes der untergehenden Sonne überschwemmte plötzlich das holländische Zimmer und rief Dorotheas Gedanken in die schmerzvolle Gegenwart zurück.

„Alles scheint wie sonst", sagte sie, „der brave holländische Esel trabt immer noch zur Mühle, die Sonne ist noch da, aber er, der dies sonnige Zimmer bewohnte, ist dahingegangen. Wie gerne würde ich wieder auf die Worte meines klugen

Sohnes lauschen. Wie merkwürdig war alles, was er erzählte. Es klang wie ein Märchen, wenn er sagte, der Auftraggeber könne wechseln. Der Auftraggeber, der den Wuchs der Eiche bestimme, sei die Idee der Eiche selbst, die aus dem gehorsamen Stoff der Eichel den mächtigen Baum forme. Aber manchmal geschehe es, daß ein anderer Auftraggeber den bildsamen Stoff zu einem völlig neuen Gebilde umschaffe. Es brauche nur eine Gallmücke oder eine Gallwespe ihr Ei in das pflanzliche Gewebe zu versenken, um die Befehlsmacht einem anderen Auftraggeber zu übertragen. Das Gewebe der Eiche lasse dann kein Organ der Eiche mehr entstehen, sondern ein Organ der Gallwespenlarve, das zu ihr passe wie das Gehäuse zur Schnecke.

Wir Menschen versuchen es in unserer stümperhaften Weise ebenfalls, als Auftraggeber für das lebende Gewebe aufzutreten. So gelingt es uns in der Tat, einen Weidenast, den wir verkehrt in die Erde stecken, dazu zu bewegen, auf der Wurzelseite Knospen und auf der Knospenseite Wurzeln treiben zu lassen. Auch gelingt es durch Pfropfung, Rosen und Äpfel zu veredeln.

Aber ich frage mich immer, ob wir nicht befähigt sind, durch eindrucksvolle Worte den seelischen Wuchs unserer Mitmenschen abzulenken, sei es zum Guten, sei es zum Bösen. Dies mag ganz unbewußt geschehen, lädt uns aber eine Verantwortung auf, die wir kaum zu tragen vermögen."

„Er trug schwer am Leben", sagte Harten, „wie ein Baum, dessen Früchte die Äste zu Boden biegen. Vielleicht pflückte Gott deshalb dies junge schwere Leben, um seiner Seele die Freiheit zu geben."

„Ich höre den Wagen", rief Dorothea, „liebster Freund, bitte gehen Sie hinab, um sie zu empfangen."
„Gern", sagte Harten und erhob sich, „sagen Sie mir schnell ein Wort über die Persönlichkeit, die wir erwarten."
„Ihre Freunde nennen sie die schwarze Flamme, hat mir Thure erzählt."
Langsam stieg Harten die steile, hölzerne Treppe hinab und sah Jelisabetta Petrow im hellen Flur auf einem Stuhle sitzen. Sie hatte ihren Pelz abgeworfen, sie war in ein schwarzes Trauergewand gekleidet. Zwei Mädchen waren damit beschäftigt, ihr die pelzgefütterten Schnürstiefel auszuziehen, während die längst weißhaarig gewordene Leonilla mit einem Ausdruck kaum verhehlten Hasses auf den Gast herabschaute.
Harten wartete, bis Jelisabetta in schwarzseidene Schuhe geschlüpft war und sich erhoben hatte.
Als er mit einem stillen Gruß an sie herantrat, fragte sie in tadellosem Deutsch, dessen russischer Tonfall aber durch die unverkennbare Aufregung gesteigert war:
„Ist Frau von Helwig so gnädig, mich zu empfangen?"
Harten wies nach oben, und nun schwebte die schwarze Flamme die Stufen des gelben Treppenhauses vor ihm empor. Die schlanke hohe Gestalt zeigte in jeder Bewegung eine verhaltene Leidenschaftlichkeit, die ihn an ein arabisches Vollblutpferd erinnerte. Als sie aber sich nach ihm umsah, erblickte er in diesen großen schwarzen Augen eine so tiefe Trauer, daß sein Herz zu schmelzen begann.
Nun trat Jelisabetta durch die Tür und ging auf Dorothea zu, die sich erhoben hatte.

Dicht vor Dorothea fiel sie auf die Knie und sagte mit gepreßter Stimme: „In der Heimat meiner Mutter kann ein Mord dadurch gesühnt werden, daß ein Glied der Mördersippe sich freiwillig als Sklave den Verwandten des Ermordeten anbietet.

So komme ich zu Ihnen, um den Mord an Ihrem Sohne zu sühnen. Nehmen Sie mich als Leibeigene bei sich auf und befehlen Sie mir die niedrigsten Sklavendienste zu tun. Ich werde alles tun, um mich von der furchtbaren Schuld zu lösen."

Liebevoll hob Dorothea die vor ihr Hingesunkene auf und zwang sie in einen Sessel.

„Aber Kind, was denken Sie von mir, wir haben doch beide an dem gleichen gemeinsamen Schmerz zu tragen. Und Leibeigenschaft gibt es in diesem gesegneten Teil Rußlands schon lange nicht mehr."

Jelisabetta brach in Tränen aus: „Sie kennen wohl meinen Schmerz, aber nicht meine Schuld, ach, auch ich habe sie erst jetzt erkannt, ich bin seine Mörderin."

Dorothea suchte sie zu besänftigen:

„Ein Duell ist doch kein Mord."

„Es war kein Duell", schrie Jelisabetta, „es war ein Mord, dies ist mir jetzt klargeworden. Jetzt, nachdem Jesus selbst eingegriffen hat, um die Verbrecher zu entlarven."

„Ich verstehe kein Wort von dem, was du sagst", beschwichtigte Dorothea die Verzweifelte, unwillkürlich das mütterliche Du anwendend.

„Ja, ich muß erzählen, wie das Furchtbare geschah", sagte Jelisabetta sich zusammennehmend. „Nach dem Tode meiner

Eltern übernahm Bruder Trofim die Erziehung von mir und meinem Bruder Simeon. Trofim ist eine ebenso großartige wie grausame Herrschernatur, der sich jeder beugen muß. Es gelang ihm, die Besitzungen des Vaters in Sibirien um das Hundertfache zu vermehren. Dort herrschte er wie ein mongolischer Khan. Seine vornehmste Sorge war, meinem Bruder und mir jede Achtung vor der Kirche und der Religion zu nehmen. Nur der Mensch, der keinen Popanz dort über den Wolken fürchtet, wird zu einem freien Herrn werden und nicht zu einem im Staube kriechenden Sklaven herabsinken.

Als nun euer Sohn, der ein herrlicher und zugleich tiefreligiöser Mensch war, die Schwelle unseres Hauses überschritt, begann Trofim für seinen Einfluß über seine Geschwister zu fürchten. Und als ich mich rettungslos in diesen lichten Helden verliebte, wandte er alle Mittel an, um unsere Verlobung zu verhindern.

Als nun Thure nach Hause reiste, um die Erlaubnis seiner Eltern zur Verlobung zu erwirken und dann fortblieb, ohne je eine Zeile an mich zu richten, kannte sein Hohn keine Grenzen. Ich war am Rande der Verzweiflung, denn kein heißer Liebesbrief von mir erhielt je eine Antwort. Beide Brüder drangen auf mich ein und versicherten, dieser hochmütige baltische Baron denke nicht daran, eine Bürgerliche zu heiraten.

Ach, und ich verlor den Glauben an ihn, den Einzigen, und willigte aus gekränktem Stolz ein, daß Simeon seinen Kameraden, der die ganze Familie beleidigt habe, zur Rede stellen sollte.

Dann kam das Duell. Ich brach völlig zusammen, als ich vom

Tode des Heißgeliebten erfuhr, und wurde schwerkrank nach dem Süden gebracht. Daß sich die Heiratserlaubnis im Rock des Toten gefunden hatte, verschwiegen mir die Brüder.
Im Kaukasus bei meinen gruſiniſchen Verwandten gewann ich allmählich meine Geſundheit und Lebenskraft wieder. Die wilden ſchneebedeckten Berge mit ihren tiefen Schluchten und toſenden Wildwäſſern ſtehen ſo hoch über allem menſchlichen Leid, daß ſie der armen gequälten Seele Troſt ſpenden können. Das Leben ſelbſt unter dieſen trotzigen Bergbewohnern erſcheint ſo unbedeutend; denn jeder Schritt vom Wege kann den Tod herbeiführen.
Ich kehrte körperlich und ſeeliſch geſundet nach Petersburg heim. Es wunderte mich nicht, meinen Bruder Simeon nicht vorzufinden. Es hieß, er habe ſeinen Abſchied genommen, um unſere großen Beſitzungen in Sibirien zu verwalten. Mein Bruder Troſim hatte inzwiſchen geheiratet, die Tochter eines unſerer Freunde, ein ſchönes, blaſſes, verſchüchtertes Mädchen, das mich immer an ein ſcheues Reh erinnerte. Eines Tages betrat ich das Zimmer, in dem meine Schwägerin ihrer Niederkunft entgegenſehen ſollte. Ich wunderte mich, daß das Heiligenbild mit dem Jeſuskopf aus dem Zimmer entfernt worden war. Mein Bruder Troſim lachte roh.
‚Ich habe es in die Fontaka geworfen, ich will nicht, daß der erſte Blick aus den Augen meines Sohnes durch das Geſicht dieſes Judenbengels beleidigt werde.‘
Ich fühlte, wie meine arme, kleine Schwägerin bei dieſen Worten zuſammenſchauerte.
Und dann kam die Strafe. Ein Knabe wurde geboren, aber das Kind war blind. Jeſus hatte ſich gerächt.“

„Nein, nein, nicht Jesus", rief Dorothea, „unser sanfter Heiland rächt sich nicht auf so schreckliche Weise. Es muß ein unheilvoller Zufall gewesen sein."

„Sagen Sie das nicht, liebe Freundin", griff Harten ein, „denken Sie an die Lehre Ihres Sohnes. Von dem Auftrag, dem sich jedes lebende Wesen fügen muß. Dieser Auftrag kann gut oder böse sein. Die infernalischen Worte Trofims haben durch die Mutter hindurch auf das keimende Leben des Kindes als Auftrag gewirkt und das Licht seiner Augen ausgelöscht."

„Das verstehe ich nicht ganz", sagte Jelisabetta, die gespannt zugehört hatte. „Meine Schwägerin hätte es sicher nicht verstanden. Sie war davon überzeugt, daß die göttliche Strafe auf sie herniedergegangen sei, weil sie sich ihrem gottlosen Manne nicht widersetzt hatte.

Es kam zu einer furchtbaren Szene. Das sanfte Reh wurde zur Tigerin. Erst verfluchte sie meinen Bruder. Die Strafe Gottes möge ihn und die Mörderbande treffen, mit der er sich gegen den Zaren und die kaiserliche Familie verschworen habe. Gottes Blitz werde sie in alle Winde zerstreuen. Dann wandte sie sich wie eine Furie gegen mich: ‚Und du, Selbstgerechte, glaubst du, du werdest von Gott verschont werden? Du, welche den edlen Verlobten deinen mörderischen Brüdern ausgeliefert hat. Weißt du nicht, daß dein Bruder hier deine Briefe wie die deines Verlobten unterschlagen hat? Weißt du nicht, daß im Rock des Toten die Heiratserlaubnis seiner Eltern, von seinem Herzblut bespritzt, sich vorfand? Weißt du, warum er die Heiratserlaubnis verschwiegen hat? Weil dein Bruder Simeon in

deinem Namen ihm mit der Reitpeitsche quer über das Gesicht schlug. Da du selbst deinen Bruder beauftragt hattest, dich an Helwig zu rächen, hatte die Erlaubnis keinen Sinn mehr. Du hattest ihn verraten. Wie ein Heiliger ging er zum Duell, er hatte alles verloren und bot sich ruhig der Kugel des Mörders dar. Denn dies Duell war kein Duell, sondern ein Mord, deinen Bruder hat man deswegen aus dem kaiserlichen Heer ausgestoßen, aber was macht das viel aus! Er ist nach Sibirien gegangen und wird dort Gold gewinnen. Ich bin verflucht, aber du bist es auch. Ich kenne meinen Weg, du wirst den deinen suchen müssen.'

Sie schritt mit ihrem Kinde im Arm entschlossen der Haustür zu. Draußen gurgelten unheimlich die Wasser der Fontaka, als riefe aus ihnen das geschmähte Jesusbild.

Ich wollte mich der Schwägerin entgegenwerfen, um sie vom letzten verzweifelten Schritt abzuhalten, aber Trofim riß mich zurück.

‚Sie gehört nicht mehr zu uns, sie hat sich vom Gott der Pfaffen einfangen lassen. Und was könnte ein Blinder uns nützen.'

Die Haustür schlug zu. Ein Aufklatschen des Wassers, und dann war alles aus.

Als ich Trofim im höchsten Zorn wegen seines Verrates an mir zur Rede stellte, lachte er mir höhnisch ins Gesicht. ‚Glaubst du, es hätte uns gepaßt, daß unsere Schwester mit einem frommen, kaisertreuen Deutschen eine Verbindung einging? Er mußte verschwinden.'

Augenblicklich verließ ich das Haus meines Bruders und suchte bei treuen Freunden ein Asyl. Hier erst erfuhr ich

alle schrecklichen Einzelheiten des Duells. Auch wurden mir Thures letzte Worte wiederholt. ‚Gott ist mein Hilf, klein ist dein Gewinn.‘ Hellseherisch erriet ich, daß diese Worte gar nicht an seinen Gegner, sondern an mich gerichtet waren. Nun wußte ich aus seinen Schilderungen von Werder, daß sich hier im Garten ein Stein mit einer rätselvollen Inschrift befindet, die diese Worte enthält. Da diese Worte das letzte Vermächtnis meines Heißgeliebten enthalten, muß ich es versuchen, die Inschrift des Steines zu entziffern. Vielleicht hat er mir noch mehr damit sagen wollen. Wo ist der Stein?“

„Beruhige dich, mein Kind“, sagte Dorothea, indem sie die Leidenschaftliche sanft in ihren Sessel zurückdrückte. „Alles wird sich finden. Wie entsetzlich haben deine Brüder an dir gehandelt. Ja, sie sind in Wahrheit die Mörder deines Bräutigams und meines Sohnes. Jetzt mußt du dich eine Zeitlang in Werder erholen, bis sich die Empörung und der Schmerz gemildert haben.“

„Eine Frage noch müssen Sie mir beantworten, Jelisabetta Alexandrowna“, griff Harten ein, „ehe wir über Ihr künftiges Schicksal entscheiden können. Haben Sie, bevor Sie Ihren Bruder verließen, ihm gedroht, die Verschwörung zu verraten?“

„Ja“, rief Jelisabetta, „ich habe ihm ins Gesicht geschrien, ich würde zum Minister des Innern gehen und diesem die Liste der Verschwörer gegen das Leben der Romanows vorlegen. Denn um nichts Geringeres handelt es sich bei diesen wahnsinnig gewordenen Sibiriaken.“

„Dann wundert es mich“, sagte Harten sehr ernst, „daß

Sie noch am Leben sind, jedenfalls schwebt Ihr Leben in höchster Gefahr, da Ihr Bruder vor nichts zurückschrecken wird. Ich bin sehr befreundet mit dem Bischof von Petschur. Er wird Sie in das Nonnenkloster aufnehmen, wo Sie vor allen Nachstellungen gesichert sind, und Ihnen die Wege weisen, um die Verschwörung, in die Ihre Brüder verwickelt sind, unschädlich zu machen. Am besten wir brechen gleich auf."

Schweigend umarmten sich die beiden Frauen, die mit ihren Tränen sich ihrer Liebe versicherten.

„Aber bevor ich scheide, muß ich den Stein noch sehen", bat Jelisabetta.

Harten führte sie durch den Garten und wies ihr den Stein, der an der Gartenmauer lehnte. Die glühenden Augen Jelisabettas bohrten sich in die Schrift, und plötzlich sank sie mit einem Aufschrei zu Boden.

Harten hob die Halbbewußtlose auf und führte sie fort.

„Haben Sie gelesen", fragte mit zitternder Stimme Jelisabetta, „was auf dem Stein steht?

Du schickst mich in den Tod,
Gott ist mein Hilf,
Klein ist dein Gewinn."

„Nein", sagte Harten, „das steht auch gar nicht auf dem Stein. Aber ein jeder liest aus ihm die Wahrheit, vor der er sich am meisten fürchtet."

*

So endet die erste Geschichte vom Stein von Werder.

Woher stammte der Stein?

II

Der letzte Uexküll von Werder lag erschlagen auf der Landstraße, als seine meerbeherrschende Burg in Rauch und Flammen unterging. Schlimme Zeiten folgten, die Moskowiter und die Pest entvölkerten Estland. Auf der Werder gegenüberliegenden Insel Moon überlebte nur ein Mensch die Seuche. Werder selbst ging von Hand zu Hand. Als das Land unter der Herrschaft Schwedens sich wieder zu erholen begann, erbauten sich die neuen Besitzer, die schwedischen Banèr, ein neues Schloß, das aber nicht am Meer gelegen war, ein einfaches Steinhaus mit niederen Zimmern und starken Gewölben. Düster war das Haus, von düsteren Tannen umgeben, und düster war das Geschick der Bewohner. Hier lebte in der Verbannung die Gräfin Banèr mit ihrem jungen Sohn. Nur in schwarzer Gewandung sah man die hohe Frau die schmalen Gartenwege entlang wandeln, an der Hand den blonden Knaben, der in schwarzen Samt gekleidet war. Nie legte die Gräfin den Witwenschleier und den Witwenhaß ab seit dem Tage von Lynköping, da ihr stolzer Gatte sein Haupt unter dem Henkerbeil verloren.

„Gott ist mein Hilf" waren seine letzten Worte, die er vom Schafott dem Könige Karl IX. zugerufen.

Als Banèrs Sohn vierzehnjährig geworden, hatte den Thron Schwedens bereits ein anderer Wasa bestiegen, der von anderer Art war als sein grausamer Vater. Gustav Adolf verstand es, durch seinen hohen Heldensinn und seine Güte die Söhne der Opfer seines Vaters derart zu bezaubern,

daß sie ihre Degen dem neuen Wasa zur Verfügung stellten. Auch der junge Banèr trat in die Dienste seines Königs, um im großen Kriege unverwelklichen Ruhm zu erwerben und selbst nach dem Tode des Königs das Heer der Schweden von Sieg zu Sieg zu führen.

Aus Banèrs Knabenzeit stammt der Stein von Werder. Ein flacher runder Kalkstein mit erhaben herausgearbeiteten Buchstaben, die in sieben Zeilen angeordnet waren. Aber nur die zweite Hälfte der Inschrift ist noch lesbar, sie lautet: „Gott ist min Hilf, Klein ist din Gwin. 1613".

Die oberen Zeilen sind nachträglich mit der Spitzhacke herausgehauen worden. So stellt der Stein ein ungelöstes Rätsel dar. Der Stein verblieb in Werder, auch nachdem der stolze Besitz durch die Hände Dalbergs, der Krüdener und Tiesenhausen an die Helwigs gelangte.

Carl Thure Helwig nutzte das Banèrsche Haus als Wirtschaftskammern und baute sich selbst ein bequemes großes Holzhaus im holländischen Stil. Der Stein lag verloren unter Blumenrabatten, wo ich ihn auffand.

Durch Erbgang war Werder wieder an die Uexküll zurückgefallen, aber im Weltkrieg wurde Werder verbrannt und später enteignet.

Nur die kleine Insel Pucht, die Thure Helwig mit Freundschaftsdenkmälern geschmückt hatte, gelangte wieder in meinen Besitz. Der Stein von Werder, der beim Einsturz des Gutshauses in Stücke gesprungen war, wurde wieder zusammengefügt und ruht nun unter Rosen an der Vorderfront des Sommerhauses in Pucht. Und hier beginnt eine neue Geschichte:

Leuchtend blau umblühte der hohe Ritterſporn die Terraſſe des freundlichen Sommerhauſes in Pucht. Mit ihm wetteiferte der Spiegel des Meeres, der die Bläue des Himmels zu mir herübertrug, den die hohen Kronen der Eichen vor mir verbargen.

Die Meinen waren ausgeflogen, und ich genoß in geruhſamer Stille die köſtliche Meeresluft.

Da durchbrach das Geknatter eines Motorrades die Stille, und ſchon tauchte das Teufelsgefährt vor den Stufen der Terraſſe auf. Aber ihm entſtieg nicht der Teufel, ſondern eine ſchlanke Mädchengeſtalt in blauem Trainingsanzug. Sie warf ihre Kapuze ab, und ein ſchönes Frauenantlitz, von dunklen Locken umrahmt, ſchaute mich traurig an.

Nun iſt die Inſel Pucht ein Zauberrahmen, der manche Menſchen von ſich abſtößt, andere aber mit ſeinen Träumen umwebt. Dies war das richtige Inſelantlitz, deſſen Trauer die verträumte Inſel leiſe ſchwinden laſſen konnte. Aber es lag in dieſen Zügen noch etwas von geheimer Angſt, das wie etwas Fremdes hierher verweht war.

„Sie kennen mich nicht", ſagte eine wohlklingende Altſtimme, „aber ich kenne Sie! Wenn Sie mir ein Zimmer anweiſen wollen, wo ich dies Räubergewand ablegen kann, um in menſchlicher Kleidung zu erſcheinen, will ich Ihnen alles erklären. Wenn Ihnen aber meine Nähe nicht paßt, ſagen Sie es gleich, ich werde es Ihnen nicht übelnehmen und gleich wieder abfahren –" ſetzte ſie ängſtlich hinzu.

Die Befliſſenheit, mit der ich die Haustür öffnete und ſie in das rote Zimmer führte, zauberte ein flüchtiges Lächeln über ihre ſchwermütigen Züge. Schnell trug ich noch einen

zweiten Liegestuhl auf die Terrasse und erwartete mit Neugierde den poetischen Gast.

Meine Erwartungen wurden übertroffen: Auf der Schwelle stand, ganz in lichtes Blau gehüllt, ein elfisches Wesen, zart und anmutig. Ein Duft von süßem Heliotrop entströmte der anmutigen Gestalt, die mir gegenüber Platz nahm.

„Ich muß mich Ihnen vorstellen, ich heiße Frau Stein. Aber das sagt Ihnen nichts, obgleich mein Mann ein bekannter Badearzt in Pernau ist. Ich muß weiter zurückgreifen, ich bin die Tochter des Pastors Lorenz, der Ihr Korpsbruder in Dorpat gewesen ist. Auch haben Sie ihn einmal in seinem Pastorat besucht, als ich noch ein kleines Mädchen war. Meine Eltern sind jetzt beide tot."

„Seien Sie mir herzlich willkommen", erwiderte ich. „Mein Besuch bei Ihren Eltern steht mir deutlich vor Augen. Ihr Vater mit dem mächtigen Knebelbart empfing mich herzlich an der Schwelle des Pastorats. Er glich mehr einem schwedischen Feldhauptmann als einem geistlichen Herrn. Über seine Schulter lächelte mich das holde Antlitz Ihrer schönen Mutter freundlich an und bat mich sogleich, das Mittagsmahl mit ihnen zu teilen.

Als nach dem Essen die Hausfrau und ihr Töchterlein, das wohl Sie gewesen sein müssen, sich verabschiedet hatten, plauderten wir Männer in der Amtsstube bei Kaffee und Zigaretten über Gott und die Welt.

Ich weiß noch, daß Ihr Vater über die ungesunde Lage des Hauses klagte, auch klagte er, daß trotz aller Mühe, die er sich bei seinen Predigten gäbe, immer nur Frauen in die Kirche kämen, die Männer aber draußen blieben.

‚Laß deine Frau predigen', war mein nichtsnutziger Rat."
„Ihre übermütigen Reden waren noch lange bei uns Tagesgespräch", lächelte mich mein Gegenüber an. „Und einer Ihrer Aussprüche hat tief auf mein junges Leben eingewirkt. Bei Tisch hatte mein Vater die Ansicht geäußert, daß jeder Mensch einen Schutzengel habe, der ihn stets begleite. Da sagten Sie: ‚Ich habe wenig von einem Schutzengel gemerkt, doch habe ich den Eindruck, daß irgendein dämonischer Mitläufer mich verfolge, um mir allerhand Schabernack anzutun. Bald versteckt er meinen Regenschirm, bald placiert er meine Fahrkarte in eine unmögliche Tasche, um mich vor dem Schaffner zu blamieren. Wie oft hat er mir Salz mit Zucker vertauscht und einen falschen Hausschlüssel in die Tasche gesteckt, wenn ich spät nach Hause kam und irgendeinen unglücklichen Hausbewohner wecken mußte.'
Nun ist ein Kindergemüt ein wundersames Erdreich, immer bereit, irgendein hingeworfenes Samenkorn zu empfangen und in einen weitreichenden Baum auswachsen zu lassen. So schlug Ihr Wort vom dämonischen Mitläufer in meinem Gemüte Wurzel und wuchs zu einer unheimlichen Gestalt empor. Das Pastorat war ungesund, meine lieben kleinen Geschwister kränkelten, und ich sah alle vier holden Geschöpfe dahinwelken. Dies geschah, wie ich überzeugt war, durch die dämonische Wirkung jenes unsichtbaren Mitläufers, von dem Sie sprachen.
Als dann noch beide Eltern kurz nacheinander starben, blieb ich mit dem Dämon allein."
„Ich hoffe, Sie werden mich nicht für die Wirkung meines Scherzwortes verantwortlich machen, sonst käme ich in des

Teufels Küche. Was habe ich in meiner Jugend nicht alles dahergeredet, wie der Wind Düfte und Staub daherweht, ohne sie zu sichten", erwiderte ich. „Auch kann man einen selbsterzeugten Dämon hinausweisen und sich von ihm befreien. Es sei denn, daß man dem Dämon in Fleisch und Blut begegnet." Ein tieferschrockener fragender Blick traf mich, den ich ruhig hinnahm, was die Fragende beruhigte.

Sie sprang auf und sagte: „Ich bin nicht hergekommen, um Ihnen Confidencen zu machen, sondern um einen meiner Kindertage wieder aufleben zu lassen, den ich in Pucht verbracht habe und der mir wie eine goldene Frucht in der Erinnerung lebt und meine Wachträume verschönt.

Pucht hat sich, wie ich beim Hindurchfahren bemerkte, sehr verändert, all die freundlichen Häuser der zu Gast geladenen Freunde sind verschwunden, selbst das freundliche Speisehaus, der Mittelpunkt der Insel, wo sich die Gästeschar zu den Mahlzeiten versammelte; aber die Seeallee ist noch die alte. Wenn Sie es erlauben", dabei sah sie mich ängstlich an, „möchte ich hier noch einmal entlangwandeln dürfen wie in alter Zeit."

Und nun schwebte dieses in Heliotropduft getauchte blaue Elfengeschöpf mir voran. Sie schritt die Seeallee langsam entlang, und dabei wandelten sich ihre Worte zum Gedicht:

„Oh! Waldespfad,
Welch traumhaft Schreiten
Auf dir entlang zu jenem
Grünen goldumsäumten Tor...
So leicht wie einst
In holden Kinderzeiten.

Das Glück lag damals
Dicht davor.

Der Saum des Kleides
Läßt die Glocken schwingen,
Die einst die Kinderseele
Sanft durchtönt.
Es lauscht mein Ohr,
Kein Ton will zu ihm dringen,
Verstummt ist alles,
Was die Welt verschönt.

Dort glänzt das Meer
In lichter Himmelsbläue,
Die meiner Seele einst
Ihr Glück verlieh.
Das ist vorbei,
Das Glück brach mir die Treue,
Das Schicksal sprach sein Urteil:
– Nie –

Aber nun fort mit den trüben Gedanken", rief sie, als wir den Strand erreicht hatten. „Ich will nochmals Kind sein, wie damals."

Dann setzte sie sich auf einen der Findlingsblöcke, die den Strand umsäumen, zog Schuhe und Strümpfe aus, und mit einem Jubelruf ging es hinaus in das flache warme Wasser. Sie hob ihr blaues Kleid bis über die Knie empor und glitt über die glatten Steine ins blaue Meer, als bewege sie sich auf einem Tanzplatz.

Neben mir lagen auf dem Stein ihre feinen blauen Strümpfe

und ihre blauen Schuhe als Pfand für ihre Rückkehr, denn leise überkam mich die Besorgnis, es werde dieses zarte Naturwunder draußen in ihrer Heimat dem Meer zuflattern wie eine bunte Wolke.

Aber sie kehrte zurück, erstieg den Stein, auf dem ich saß, und stand neben mir, während ihr leichtes Kleid im warmen Sommerwind flatterte.

In ihren Augen lag der Abglanz der unendlichen See, in deren Ferne sie das Land der Sehnsucht suchten.

Plötzlich änderte sich ihr Ausdruck, und sie fragte ängstlich: „Gestatten Sie mir, weiter barfuß einherzulaufen, ich möcht' so gerne auf der Wiese tanzen wie einst als Kind."

„Die Wiese ist der gegebene Tanzplatz für Elfen, die alle barfuß umherlaufen", sagte ich, „ich werde indessen Ihnen Ihre irdischen Attribute nachtragen." Damit ergriff ich ihre Schuhe und Strümpfe und betrat die Wiese. Aber schon eilte sie mir voran und studierte eifrig die Inschrift des schlanken Frauendenkmals, das die Wiese ziert.

> Allen liebenswürdigen weiblichen Geschöpfen
> der vergangenen, gegenwärtigen und kommenden Zeit widmet dieses Andenken deren und
> der schönen kunstlosen Natur treuer Verehrer
> Carl Thure Helwig.
> 1800.

„Dies ist eine Huldigung, auch für mich", rief sie. Darauf eilte sie zur Terrasse, pflückte eine hohe blaue Gerte des Ritterſporns und begann einen bezaubernden Blumentanz vor dem Denkmal aufzuführen. – Erst umschritt sie es feier-

lich, wobei sie den Ritterſporn wie eine Fahne ſchwenkte. Dann faßte ſie die blühende Gerte an beiden Enden, hielt ſie in hohem Bogen über dem Haupte und begann, ſich erſt langſam, dann immer ſchneller um ſich ſelbſt zu drehen, wobei ſie den Frauenſtein umkreiſte. Schließlich glich ſie einem Irrlicht, das über den Boden ſchwebt – eine verzauberte und bezaubernde blaue Flamme.

Die Töne des Gongs unterbrachen ſchneidend den Tanz. Sie riefen zum Tee. Schnell nahm die Elfe auf der Schaukel Platz, von der ich dem Tanz zugeſchaut hatte, und verwandelte ſich, indem ſie Strümpfe und Schuhe anzog, in ein irdiſches Weſen, ſoweit ihr das überhaupt möglich war.

Ein weißgedeckter Teetiſch ſtand auf der Terraſſe, und es luden eine dampfende Teekanne und ein friſchgebackener Sandkuchen zum Schmauſen und Plaudern ein.

Mein holder Gaſt war entſchieden gehobener Stimmung und plauderte von Kindertagen, als ihr Blick auf den Stein von Werder fiel. Ich erzählte ihr das wenige, das von ihm bekannt war. Da ſprang ſie auf, kniete vor dem Stein nieder und las laut den erkennbaren Reſt der Inſchrift „Gott iſt min Hilf, klein iſt din Gwin".

Als ſie zu mir aufblickte, ſtanden ihre Augen voll Tränen: „Dies iſt der Grabſtein einer tief unglücklichen Frau, den ſie ſich ſelbſt geſetzt hat, bevor ſie aus dem Leben ſchied. Mag es die Gräfin Banèr geweſen ſein – das iſt ungewiß. Das Unglück, das aus dieſen Zeilen ſpricht, aber iſt gewiß. Aber warum ſind die erſten Zeilen ausgemeißelt worden? Das kann nur derjenige getan haben, an den die Inſchrift gerichtet war."

Nun saß sie mir wieder gegenüber am Teetisch, aber eine Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt, so daß sie kaum auf meine Worte achtete. Ihre Augen bohrten sich in den Stein. Plötzlich sah ich, daß der Teelöffel, den sie in der Hand hielt, auf der Untertasse klapperte. Sie zitterte vor Schrecken, und auf ihren Zügen malte sich Todesangst.
Sie sprang auf: „Ich muß nach Hause", rief sie. Schnell hatte sie sich umgezogen. Ich küßte ihr zum Abschied die Hand, und als ihre Lippen nach russischer Sitte meine Stirn berührten, waren sie eiskalt.
Der Motor sprang an, und ein blaues Licht verschwand hinter den Bäumen.

*

Ein Jahr darauf drang das Gerücht zu mir, das blaue Licht sei erloschen und der Dr. Stein sei verhaftet worden unter dem dringenden Verdacht, seine Frau mit Morphium vergiftet zu haben.

*

Wieder war ein Jahr dahingegangen, und wieder hatte die Insel mich mit Waldesrauschen und Wellenspiel festlich empfangen. Wieder blühte der Rittersporn vor der Terrasse des Sommerhauses, und immer noch ruhte der geheimnisvolle Stein unter Rosenranken an der Mauer des Hauses.
Ich hatte einen Spaziergang nach dem Ursprung der Insel unternommen – dort wo eine kurze Brücke sie mit dem Festlande verbindet. Vor dem Forsthause, das den Zugang der Insel bewacht, traf ich den Majordomus und Hüter der Insel im Gespräch mit einer ganz in sommerliches Weiß

gekleideten fremden Dame. Eine stattliche Erscheinung mit sicheren geraden Bewegungen. Ein Paar kluge graue Augen verschönten die fast männlich wirkenden ebenmäßigen Züge.
„Diese Dame ist zu Fuß vom Bahnhof hergekommen und will mit dem Abendzuge wieder abfahren. Da ich selbst zur Bahn fahren muß, kann ich sie abholen und hinbringen", sagte der Majordomus in seiner sachlichen Art.
„Das ist sehr freundlich von Ihnen", erwiderte die Dame. „Ich bin nur hergekommen, um einen Gedenkstein zu besichtigen. Mein Name ist Martha Sichardt."
Nun trat ich herzu, stellte mich selbst vor und bot mich an, der Dame den Stein zu zeigen. Wenn es ihr passe, könnte sie mit mir auf der Terrasse des Sommerhauses Tee trinken und von dort zur Bahn abgeholt werden.
Der Majordomus verabschiedete sich daraufhin und versprach, mit dem Wagen pünktlich am Sommerhause zu sein.
Ich ging nun mit der Fremden, die ich auf 27 Jahre schätzte, den nächsten Weg zum Schillerstein, der im Waldesdunkel umgeben von Glockenblumen ein poetisches Dasein führt.
„Dieser Stein", erklärte ich, „hat der Insel zu einer gewissen Berühmtheit verholfen, denn er ist der erste Gedenkstein, der jemals dem Andenken Schillers gesetzt wurde. Die Familie Helwig gehörte dem Weimarer Schillerkreise an. Carl Thure von Helwig, der Besitzer von Werder, hat seinen Grabstein mit einem Schillerspruch versehen lassen: ‚Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.' Seine Tochter hat diesen Stein hier setzen lassen und mit einer rühmenden Inschrift versehen. In den Nachkriegswirren ist der Stein

verstümmelt worden. Aber die Inschrift ist mit einiger Nachhilfe immer noch lesbar."

Mein blonder Gast beugte sich vor und las aufmerksam die Inschrift:

Dem Andenken Friedrich von Schiller Teutschlands erhabenen Dichter und Liebling der Musen gewidmet.

1813

stand auf der einen Seite. Auf der anderen stand:

Die Dichtkunst reicht dir ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben.
Du schufst fürs Herz, du wirst unsterblich leben.

„Sehr stimmungsvoll", sagte Fräulein Sichardt, „man fühlt sich in die Zeiten der Romantik zurückversetzt."

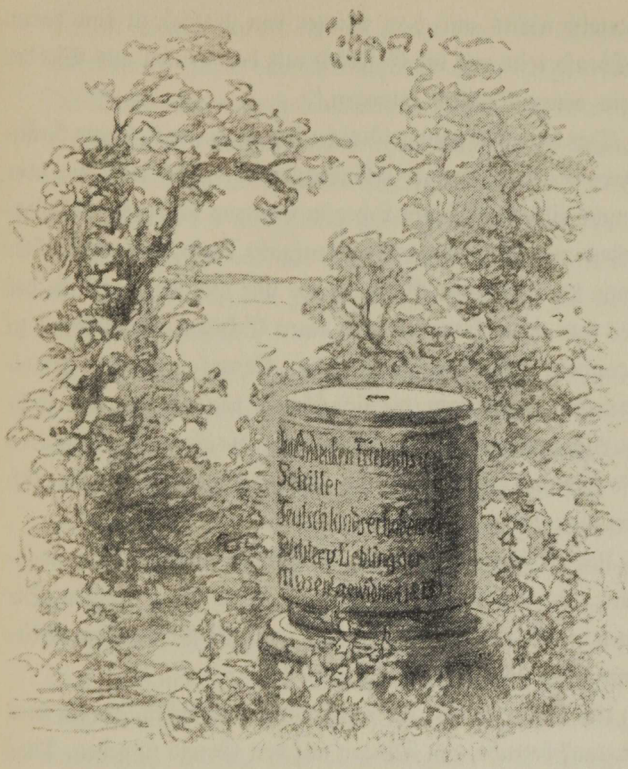
„Gegenüber dem Schillerdenkmal", ergriff ich das Wort, „sehen Sie noch die Fundamente des kleinen Schillerhauses, das aus einem Schlaf- und Wohnzimmer für Gäste bestand und mit einer freundlichen Veranda ins Grüne ausschaute. Die Leute in Werder glauben, daß Schiller hier gewohnt habe."

„Und Sie lassen sie in diesem Glauben", sagte stirnrunzelnd mein Gast.

„Gewiß", erwiderte ich, „ich denke nicht daran, meinen Schiller den Leuten aufzudrängen. Dagegen interessiere ich mich für ihren Schiller."

„Aber es gibt doch nur einen Schiller."

„Das habe ich auch früher geglaubt, bis ein kleines fünfjähriges reizendes Bürschchen in Girgenti mich eines Besseren



belehrte. Es führte mich durch die berühmten Tempelruinen und erklärte mir mit einem unverkennbaren Stolz, diese Tempel da habe der große Anipule (Hannibal) zerstört. Die Zerstörung wurde so lebhaft vorgetragen, daß ich meinen Führer fragte, ob er Hannibal persönlich gekannt habe. ‚Um die Wahrheit zu sagen', erwiderte er, ‚habe ich ihn persönlich nicht gekannt, aber mein Vater war ein intimer Freund Hannibals.' So lernte ich einen neuen Hannibal kennen, der

gewiß nichts mit dem Sieger von Kannä zu tun hatte. Ebenso tritt mir im Gespräch mit den Leuten aus Werder ein neuer Schiller entgegen."

„Das mag eine ganz geistreiche Spielerei sein", lehnte Fräulein Sichardt meine Erläuterung ab. „Ich kann sie aber nicht billigen. Ich bin Lehrerin in einem schlesischen Städtchen und sehe meine Lebensaufgabe darin, meine Schüler mit der wirklichen Welt, in der wir alle leben und in der es nur einen Hannibal und einen Schiller gibt, bekannt zu machen. Ich führe einen steten Kampf gegen die individuellen Meinungen, die sich überall breitmachen, und suche redlich nach der objektiven Wahrheit, die ich meinen Schülern so klar und fest umrissen darzustellen suche, wie die Welt sich meinen Augen sicher und eindeutig darstellt."

„Und ist Ihnen niemals ein Zweifel an der Allgemeingültigkeit Ihrer Welt aufgestoßen?" fragte ich. „Wissen Sie genau, ob die Wirklichkeiten Ihrer Welt für Ihre Mitmenschen ebenfalls gültig sind?"

„Um solche Zweifel nicht aufkommen zu lassen, bin ich stets darauf bedacht, den Dingen auf den Grund zu gehen. Dies ist auch die Ursache meines Hierseins. Ich wohne in Pernau zur Kur in der Pension eines bekannten Arztes Dr. Stein. Er ist nicht nur ein ausgezeichneter Arzt, der mich von meinem Rheumatismus befreit hat, sondern auch ein schöner und gebildeter Mann, der das Unglück gehabt hat, mit einer hysterischen Frau verheiratet gewesen zu sein, welche sich in einem Augenblick der Umnachtung das Leben genommen hat.

Ihr Tod, der durch eine übergroße Morphiumdose verursacht war, machte ein so großes Aufsehen in dem kleinen Nest,

daß der Staatsanwalt sich veranlaßt sah, eine Klage auf Gattenmord gegen den schwer getroffenen Arzt zu erheben. Die Verdachtsmomente konnten aber leicht zerstreut werden. Weder konnte dem Arzt eine Mißhandlung seiner Frau, die von den Nachbarn behauptet wurde, nachgewiesen werden, noch konnte er der Vergiftung seiner Frau überführt werden. Ihr Tod erfolgte während seiner Abwesenheit, und sie besaß wie er einen Schlüssel zum Safe, in dem das Morphium aufbewahrt wurde.

Die allgemeine Meinung bei den Mitbürgern Dr. Steins ist aber derart gegen ihn aufgebracht, daß sich alle von ihm zurückgezogen haben. Nur sein bedeutendes Vermögen und seine ausgedehnte Fremdenpraxis ermöglichen ihm eine Weiterexistenz in Pernau, das er aus Trotz, gestützt auf sein reines Gewissen, nicht verlassen will. Offenbar muß die Frau es verstanden haben, die Freunde zu bezaubern und gegen ihren Mann aufzuhetzen.

Dieser vielumstrittene Mann hat mich seiner Aufmerksamkeit gewürdigt und mich gebeten, seine Frau zu werden. Sie können sich denken, was eine gesicherte und sorgenfreie Lebensstellung für eine arme Lehrerin bedeuten würde.

Ich habe mich aber entschlossen, bevor ich seinen Antrag annehme, den Fall soweit wie möglich aufzuklären. Die Verstorbene hat eine rätselvolle Aufzeichnung kurz vor ihrem Tode gemacht, die ich hier mitgebracht habe."

Damit reicht Fräulein Sichardt mir einen Zettel, der die Worte trug: „Gott ist min Hilf. Klein ist din Gwin – Stein von Werder auf der Insel Pucht."

„Dies gibt noch keinen Sinn. Die Inschrift muß länger

gewesen sein. Deshalb bin ich hier, um die Schrift auf dem Papier mit der Schrift auf dem Stein zu vergleichen."

„Und glauben Sie wirklich, daß, wenn auf dem Stein sich nichts findet, was auf eine Schuld des Gatten hinweist, die Sache damit erledigt und abgetan ist?" fragte ich.

„Für mich ja. Ich glaube wohl, daß beide Eheleute jahrelang unglücklich miteinander lebten. Aber an eine Mißhandlung von seiten des Gatten glaube ich nicht, dazu ist er viel zu kultiviert. Zwar behandelt er alle Menschen mit einer gewissen Kühle und Skepsis, an die man sich gewöhnen muß, aber brutal ist er nicht. Sein Mangel an Empfindsamkeit mag seiner Frau auf die Nerven gefallen sein, aber schließlich müssen wir uns alle aufeinander einstellen, die wir alle in derselben Welt leben, und wenn wir verheiratet sind, werden wir uns nach der gleichen Decke strecken müssen. Nur krankhafte Hysterie sucht, wenn das Gleichstrecken nicht gelingt, nach einem gewaltsamen Ausweg."

„Gestatten Sie mir, verehrtes Fräulein", erwiderte ich, „Ihnen die auf reiche Erfahrung begründete Ansicht eines alten Naturforschers vorzutragen. Sehen Sie sich in der Natur um, nicht bloß bei den Menschen, sondern auch bei den Tieren, dann werden Sie bemerken, daß jedes lebende Wesen in einer ihm allein zugehörigen Welt lebt, die nur von solchen Dingen bevölkert ist, die für das jeweilige Wesen von Bedeutung sind. Die Dinge, die für eine Libelle von Bedeutung sind, sind durchaus andersgeartet als die Dinge, die einen Hund interessieren. Und diese sind wieder ganz andersgeartet als die für den Menschen bedeutsamen Dinge. Der Buchladen, der uns bei unserm Gang durch die

Stadt interessiert, ist für den Hund gar nicht vorhanden. Andererseits sind die Duftmarken am Eckstein, die jeden Hund lebhaft interessieren, in der Menschenwelt gänzlich unbekannt.

Wenn Sie als Lehrerin Ihren Schülern, wie Sie glauben, die Elemente der gleichen Welt vortragen, befinden Sie sich in einem großen Irrtum, denn die gleichen Buchstaben liefern noch nicht die gleichen Worte. Sie werden Ihre Schüler lehren, daß $2 \times 2 = 4$ ist und daß jeder Mensch zehn Finger besitzt. Aber damit ist noch nichts darüber ausgemacht, wie Ihre Schüler diese Kenntnisse verwenden werden. Der Bildhauer wird seine Finger ganz anders verwenden als der Klavierspieler oder der Holzfäller.

Ebensowenig wie Hund und Libelle in der gleichen Welt leben, ebensowenig sind Holzfäller, Klavierspieler und Bildhauer Bewohner der gleichen Welt.

Der Wahn, daß wir Menschen alle in der gleichen Welt miteinander leben, ist dadurch entstanden, daß wir den Gegenständen des täglichen Gebrauchs den gleichen Bedeutungston geben. Allen Stühlen verleihen wir den gleichen Sitzton, allen Tassen den gleichen Trinkton, allen Leitern den gleichen Kletterton usw. Das nennen wir den physiologischen Bedeutungston. Über die physiologischen Bedeutungstöne herrscht auch in einer unglücklichen Ehe kein Streit.

Aber bleiben wir bei der Tasse, so werden Sie sich entsinnen, daß es früher Sitte war, sich Tassen mit Widmungen zu schenken, z. B. ‚In Liebe von Tante Ludmilla'. Durch diese Inschrift erhielt die Tasse außer ihrem physiologischen Trink-

ton noch einen seelischen Bedeutungston, der den physiologischen überschatten konnte.

Dieser seelische Bedeutungston konnte nun völlig anders ausfallen, je nachdem in welcher Umwelt sich die Tasse befand. Wurde die Tante Ludmilla von dem einen Ehegatten verehrt, von dem anderen aber verabscheut, so änderte sich auch dementsprechend der seelische Bedeutungston der Tasse.

Aber auch ohne Widmung oder sonstige körperliche Marken können Seelenbetonungen der Gegenstände auftreten, denn alle unliebsamen Erlebnisse kleben an den Gegenständen wie Pech.

Und nun denken Sie sich in die Welt einer unglücklichen Gattin hinein. Alle Gegenstände darin hat der kalte und feindselige Gatte nach und nach mit immer neuen seelischen Mißtönen versehen. Wohin sie sich auch wenden mag, jeder Teller, jede Tasse erinnert sie an eine höhnische Bewegung oder an ein mißgünstiges Wort. Lebt sie dann nicht im wahrsten Sinn des Wortes in der Hölle, in der sie von allen Seiten von Haßdingen umgeben ist? Ist es da zu verwundern, wenn sie nach einem gewaltsamen Ausweg sucht?

Bevor Sie einen Entschluß fassen, rate ich Ihnen dringend, sich nicht mit der Allerweltsphrase zu beruhigen, daß wir alle in der gleichen Welt leben. Es gibt Leute, die uns bei jedem Gefühlsaustausch wie betrügerische Geldwechsler übervorteilen. Sie geben uns für unser Gold nur Messing, weil es in ihrer Umwelt kein Gold gibt. Zwischen ihnen und uns gibt es keine Möglichkeit der Verständigung.

Ich sage Ihnen das, weil ich die verstorbene Frau des

Dr. Stein gekannt habe und keineswegs Hysterie, wohl aber Angst auf ihren Zügen gelesen habe."

Wir waren, in ernste Gespräche vertieft, den Meeresstrand entlang gewandelt und standen nun vor der Sonnenuhr, die die Inschrift trug: Extra insulam nulla.

„Nur die auf der Insel verlebte Stunde gilt", übersetzte die Lehrerin den lateinischen Spruch. „Es klingt wie insularer Größenwahn. Aber vielleicht ist doch etwas daran."

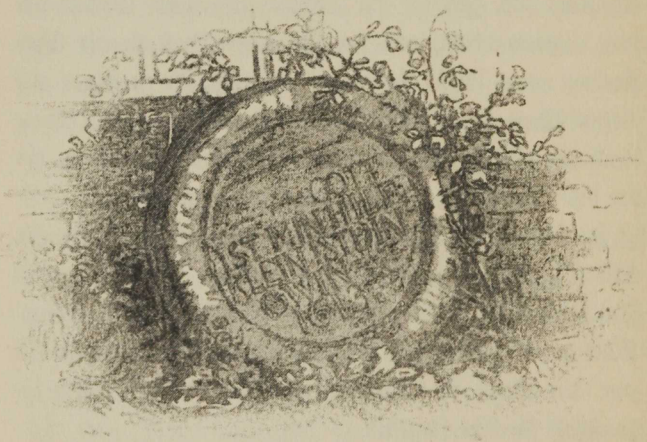
Wir betraten die Seeallee, und ich wollte gerade in den Seitenweg, der zum Sommerhaus führt, einbiegen, als sich plötzlich eine große wohlgeformte Hand um meinen Unterarm preßte. Zugleich zeigte die andere Hand auf das Haus zu. Das Antlitz meiner Begleiterin war bleich geworden, und sie stieß die Worte heraus: „Aber das ist ja das Haus."

Jedoch faßte sie sich schnell und wandte sich mir zu: „Ich muß Ihnen gestehen, daß mein Besuch hier mit einem Traum in Verbindung steht, der mich drei Nächte hintereinander erschüttert hat. Ich sah im Traum eine blaue Gestalt vor mir einherwandeln, von der ich wußte, daß sie die Verstorbene war. Diese Gestalt zwang mich, ihr zu folgen auf einem Wege, den ich jetzt deutlich vor mir sehe. Sie führte mich vor ein Haus und deutete auf einen Grabstein, der an die Mauer des Hauses angelehnt war."

„Ihr Traum hat Ihnen die Wahrheit gesagt; überzeugen Sie sich selbst, dort steht der Stein von Werder, der die Inschrift trägt: ‚Gott ist min Hilf. Klein ist din Gwin.' Was davor eingemeißelt war, ist unleserlich. Studieren Sie nur den Stein so eingehend wie möglich. Ich werde inzwischen für Tee sorgen."

So saß ich denn wieder wie vor zwei Jahren am Teetisch auf der Terrasse des Sommerhauses, umgeben wie damals von blaublühendem Rittersporn – mit einer Begleiterin. Wir beide wie damals in den Anblick des Steines versunken.

Was hatte die Verstorbene damals im Stein gelesen? Der Zauber der vergangenen Stunde ergriff mich. Ich glaubte wie damals den süßen Duft des Heliotrop einzuatmen. Ein blaues Licht ergoß sich über den Stein, und nun formten sich die unleserlichen Zeilen zur deutlichen Schrift: „Du schickst mich in den Tod. Gott ist mein Hilf. Klein ist dein Gewinn."



Richard Benz

VON DEN DREI WELTEN DER MUSIK

Gebunden RM. 2.50

Der bekannte Deuter und Verkünder deutscher Musik bietet hier die Summe seiner Erkenntnisse und Einsichten in einer für breiteste Kreise leicht faßlichen Form: die „Drei Welten der Musik", von denen hier gesprochen wird, stellen nicht nur das geschichtliche Nacheinander von Kantate und Oratorium (Bach und Händel), Oper (Gluck und Mozart), Sonate und Symphonie (Haydn, Beethoven, Schubert) dar, sondern kennzeichnen zugleich, wie sehr diese Phasen der gebundenen und gelösten (absoluten) Musik einem ewigen Verhalten des Menschen entsprechen. Durch starke Heranziehung des Biographischen wird die Begründung der Geistesgeschichte im Menschlich-Persönlichen verankert, sodaß die Darstellung auf ein lebendiges Interesse des Lesers rechnen kann.

Christian Wegner Verlag

Hamburg